879
N394
v.4

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

NOTICE

Return or renew all Library Materials!

The Minimum Fee for each Lost Book is $50.00

MAY 5 1985

L161—O-1096

NEUE WEGE ZUR ANTIKE

IV

TACITUS UND SEIN WERK

VON

RICHARD REITZENSTEIN

SALLUST ALS HISTORIKER, POLITIKER UND TENDENZSCHRIFTSTELLER

VON

W. A. BAEHRENS

GERMANENKÄMPFE IN DER RÖMISCHEN KUNST

VON

FRIEDRICH KOEPP

DIE GRUNDLAGEN UND VORAUSSETZUNGEN DER RÖMISCHEN REVOLUTION

VON

ULRICH KAHRSTEDT

ALTPHILOLOGISCHER FERIENKURS GÖTTINGEN

VOM 3. BIS 7. JULI 1926

LEIPZIG · B. G. TEUBNER · BERLIN

NEUE WEGE ZUR ANTIKE

IV

TACITUS UND SEIN WERK

VON

RICHARD REITZENSTEIN

SALLUST ALS HISTORIKER, POLITIKER UND TENDENZSCHRIFTSTELLER

VON

W. A. BAEHRENS

GERMANENKÄMPFE IN DER RÖMISCHEN KUNST

VON

FRIEDRICH KOEPP

DIE GRUNDLAGEN UND VORAUSSETZUNGEN DER RÖMISCHEN REVOLUTION

VON

ULRICH KAHRSTEDT

ALTPHILOLOGISCHER FERIENKURS GÖTTINGEN

VOM 3. BIS 7. JULI 1926

LEIPZIG · B. G. TEUBNER · BERLIN

879
N394
v.4

Classics

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

3 fl 297 aye

TACITUS UND SEIN WERK

VON

R. REITZENSTEIN

Classics 27 ga 2.8 Harvard Univ.

645611

Hochverehrte Anwesende!

Die römischen Geschichtschreiber hat Ihre Leitung diesmal in den Mittelpunkt des lateinischen Teils des Ferienkurses gerückt und, indem sie mir eine Charakteristik des letzten großen Römers in der Literatur übertrug, mit weisem Bedacht vorgesehen, daß er von zwei Seiten behandelt wird. Denn, wie die Persönlichkeit uns immer rätselhaft bleiben wird, so die Wirkung und die Bedeutung des ungeheuren Torsos seines Werkes. Keines hat die gesamte Auffassung des späteren Altertums so beeinflußt und ist derart zu einer Macht geworden, gegen die ein nüchterner Realpolitiker wie der große Napoleon mit allen Kräften kämpfen zu müssen geglaubt hat. Wenn ein Goethe ahnt, daß man in Rom die Weltgeschichte von innen heraus erlebe, so bricht er in die Worte aus: „Ich fühle die größte Sehnsucht, Tacitus in Rom zu lesen." Und doch wissen wir jetzt: kaum ein Werk ist jemals weniger Weltgeschichte gewesen als das des Tacitus. Das äußere Wiederaufblühen des verwüsteten und verödeten Reiches, seine innere Festigung und Ausgestaltung, selbst die leitenden Grundgedanken seiner Außenpolitik — wir hören nichts von ihnen. Stadtgeschichte, die im Grunde zur Geschichte des Hofes und seiner Gegner geworden ist, und Feldherrnberichte bilden die Grundlage. So konnte Mommsen auf den großartigen Gedanken kommen, an seine Stelle in dem fünften Bande seiner Römischen Geschichte eine Geschichte der Provinzen und damit des Reiches, der Regierung, nicht der Regierenden, zu setzen.

Aber auch in dem, was Tacitus nun wirklich berichtet, wie wenig ist doch sein eigen! Verschwindend wenig wichtigere Ereignisse würden wir nicht wissen, wenn sein Werk verloren gegangen wäre. Die seltsame Vorstellung konnte erstehen, daß die beiden Florentiner Handschriften, die es enthalten, eine Humanisten-Fälschung wären. Selbst den wahren Autor wußte man zu benennen, und noch in meiner ersten akademischen Zeit konnte mich ein südamerikanischer Kollege verwundert fragen: „Ja, glauben Sie denn noch, Herr Professor, daß Tacitus hat geschrieben seine Schriften selbst?" Ich schien ihm sehr unmodern, als ich es kräftig bejahte.

Wir dürfen bekanntlich noch etwas weiter gehen: auch die Grundauffassung der Charaktere und der Entwicklung ist nicht Eigenbesitz des Tacitus, sondern ihm schon überliefert. Nur die Ausführung ist sein

eigen. Aber gerade hier zeigt sich der Unterschied zwischen unsern sonstigen Darstellungen und der seinigen. Jene bleiben für uns vollkommen tot, wecken keinerlei Teilnahme, diese reißt uns mit sich fort, erweckt jede Empfindung, die der Schriftsteller erwecken will, zwingt uns völlig in ihren Bann. Und nicht uns Laien nur. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hat wohl kein Historiker die Ereignisse anders als mit Tacitus' Augen geschaut, und noch in der Leidenschaftlichkeit der Abkehr, die sich seit Mommsen allmählich vollzogen hat, erkennen wir eine Art krankhaften Widerstandes gegen die überwältigende Wirkung.

Wir suchen ihr Geheimnis. Der Stil kann es wohl schwerlich sein; so empfänglich sind wir Deutsche für stilistische Schönheit leider nicht. Und sehen wir näher zu, so scheint er mehr individuell als er ist. Es lohnt vielleicht, gleich von Anfang an hierauf etwas einzugehen, selbst auf die Gefahr hin, Sie durch den trocknen und zugleich wohl vielen bekannten Anfang zu ermüden. In die literarischen Bewegungen der Zeit führen uns wundervoll die Briefe des jüngeren Plinius, des nahen Freundes des Tacitus, ein. Er ist Klassizist durch und durch und steht in schärfstem Gegensatz zu einer Moderne, die leidenschaftlich diesen Klassizismus bekämpft. Es sind die uns aus Quintilian und dem Dialogus de oratoribus bekannten Gegensätze, und wir hören, daß Plinius den Freund durchaus als Gesinnungsgenossen, ja als Führer seiner Richtung bezeichnet und er von Tacitus gebeten wird, dessen Arbeiten stilistisch durchzukorrigieren. Gewiß ist sein Stil ganz anders als der des Tacitus; aber das liegt an dem Stoff; Plinius selbst sagt einmal, als man ihm angesonnen hat, ein Geschichtswerk zu schreiben, da müsse er einen ganz anderen Stil und vor allem einen völlig anderen Wortschatz sich aneignen als in seiner rednerischen Tätigkeit. Genau dasselbe meint Tacitus, wenn er, der von frühester Jugend an als glänzendster Redner gefeiert war, im Eingang der ersten historischen Schrift sagt, er wolle es versuchen *rudi atque incondita voce* die Geschichte der vergangenen Knechtschaft und der neuen Freiheit zu schreiben: in der Sprache der Historie ist er noch ungeübt. Dasselbe lehrt der Wiedererwecker des Klassizismus Quintilian: die Sprache des Historikers steht der des Dichters nahe, die Historie ist ja in gewisser Weise ein Gedicht in Prosa, und Plinius lehrt uns, daß die zahllosen Bezeichnungen der Gegenstände des täglichen Gebrauchs und Lebens dem Redner erlaubt, dem Historiker aber verboten sind. Wenn Tacitus bei Schilderung der Erdarbeit der Soldaten für Spaten und Hacke sagt: *per quae egeritur humus aut exciditur caespes*, so ist das nichts für ihn Eigentümliches: es ist die klassizistische Sprache der Historie, übrigens in dem Zusammenhang so geschickt verwendet, daß man den Zwang kaum merkt.

Wie ist diese klassizistische Sprache geworden? Ihre Wurzel liegt natürlich im griechischen Klassizismus, und der hat relativ frühzeitig das Ideal, was noch einem Cicero vorschwebte, Theopomp, beiseite geschoben. Wohl ist die Geschichtschreibung Aufgabe des Redners, aber gerade, weil er am unmittelbarsten Redner in ihr ist, gilt Theopomp nur als mäßiger Geschichtschreiber: die wahren Muster sind Herodot und Thukydides, so freilich, daß der letztere, der noch von Dionysios von Halikarnaß so bitter befehdet und von den Grammatikern getadelt wird, immer mehr als das eigentliche Ideal erscheint. Genau so in Rom. Hier stellt der Klassizismus Livius und Sallust jenem großen Paar gegenüber — so noch bei Quintilian —, aber die Wage neigt sich immer mehr auf die Seite Sallusts, und Martial kann mit leichtem Spott über die gelahrten Professoren der Ästhetik sagen: *Hic est, ut perhibent doctorum corda virorum, primus Romana Crispus in historia.* Beide römische Klassiker, Livius wie Sallust, haben auf Tacitus ungemein stark gewirkt. Die Zahl der Einzelstellen, die er, mit dem Bestreben, erkannt zu werden, nachbildet, wird für Livius vielleicht noch ein wenig größer sein als für Sallust; aber der Satzbau und die Rhetorik ist unvergleichlich stärker von Sallust als von Livius beeinflußt. Dessen vielgefeierte *lactea ubertas* tritt völlig zurück gegenüber der Knappheit, gewollten Unregelmäßigkeit und wohl auch Dunkelheit seines großen Rivalen. Wenn der Theoretiker der Zeit verlangt, daß man die Worte des Historikers langsam und wiederholt lese, um voll ihre Bedeutung zu empfinden, so stellt Tacitus diesen Anspruch überall an seine Leser, und zwar vom Prooemium des Agricola an, dessen Gedankeninhalt man nur erschöpft, wenn man es im Deutschen in vierfacher Länge wiedergibt.

Direkte Anlehnungen an ein griechisches klassisches Vorbild sind außerordentlich selten, wie ja auch die griechischen Lehnwörter, wo sie nicht Geringschätzung andeuten, gemieden werden, so weit es geht. Die römische Literatur hat ihre klassische Höhe erreicht; nur sie soll man nachahmen. Eine Fülle kleiner Nebenbemerkungen verrät die tiefe Abneigung gegen das Griechentum, die uns auch in Juvenals Satiren entgegentritt und sich später im Archaismus eines Fronto steigert. Es ist die Reaktion gegen die immer fortschreitende Entnationalisierung Roms und Italiens, die das kaiserliche Weltreich mit sich bringt. Zu jenem wundervoll harmonischen Doppelempfinden der *humanitas* in einem Cicero steht dieser letzte große Römer in scharfem Gegensatz, und wir fühlen die herannahende Isolierung und Verarmung.

Und dennoch läßt sich der Einfluß des Griechentums nicht vermeiden, weil das Römertum aus sich selbst eine Wissenschaft oder

Theorie nicht hervorgebracht hat, nicht einmal eine Wissenschaft der Sprache. Das zeigt gerade die Sprache des Tacitus. Ich empfand das, als ich mir ihre Eigenheiten einmal zusammenstellte und dadurch sofort auf die am vollständigsten bei Dionys von Halikarnaß zusammengestellten Eigenheiten des thukydideischen Stils geführt wurde, über die Ästhetiker und Grammatiker stritten. Von dem Schlagwort der ἀπηρχαιωμένη καὶ ποιητικὴ λέξις, der altertümelnden und poetischen Redeweise, durch die lange Liste der σολοικοφανῆ σχήματα, der scheinbaren syntaktischen Verstöße, die durch das Unerwartete ihre besondere Wirkung üben, — nichts, was ich nicht sofort aus Tacitus mit einer Fülle von Beispielen belegen konnte; vieles freilich auch aus Sallust, und nun kam mir zur Empfindung, wie die Sallust-Nachahmung ihn zum Studium dieser theoretischen Literatur getrieben hat; die treibenden Kräfte in seinem Stil glaubte und glaube ich verfolgen, ihn innerlich begreifen zu können. So hoch ich die Kraft, mit der er ihn handhabt, würdige, ein Eigenstes ist er für mich nicht mehr, sondern der nach einer bestimmten Theorie entwickelte Kunststil der römisch-klassizistischen Historie.

Freilich mit dem allen wird uns die ungeheure Wirkung, die dieses Werk auf die gesamte Nachwelt geübt hat und auch auf uns, wir mögen es wollen oder nicht, übt, nur noch schwerer verständlich. In der Person muß des Rätsels Lösung liegen. Zu ihr müssen wir zunächst übergehen, um dann zu dem Historiker und der innern Charakteristik seines Werkes zurückzukehren. Ein wenig werden wir durch diese stilgeschichtlichen Vorbemerkungen vielleicht gewonnen haben. Das Handwerksmäßige ist, wie für jede Kunst, so auch für die unsere nicht zu entbehren, aber was sie eigentlich sucht, geht immer höher hinauf — den Menschen sucht sie zu erfassen.

Man hat früher geglaubt, der adelsstolzeste Römer, den wir kennen, sei selbst Emporkömmling, weil wir einen Träger des Familiennamens als Procurator Caesaris, also in Ritterstellung, in der Provinz Belgien nachweisen können, der der Zeit nach sein Vater hätte sein können. Der Grund ist in keiner Weise stichhaltig: daß Glieder des Senatorenstandes auch die Ritterkarriere einschlagen, ist oft bezeugt, und daß Tacitus seine früheste Jugend in Belgien verbracht haben sollte, weil er als reifer Mann die Germania geschrieben hat, ein Scheinargument, das der Widerlegung nicht wert ist. Wir halten uns lieber an Äußerungen wie im Dialogus cap. 8 über die Redner Eprius Marcellus und Vibius Crispus, die aus dem Kleinbürgerstand italienischer Munizipien zu hohen Stellungen emporgekommen sind: *quo sordidius et abiectius nati sunt quoque notabilior paupertas et angustiae rerum nascentes eos circumstete-*

runt oder die Mißbilligung, die er äußert, wenn unter Tiberius Verwandte des Kaiserhauses sich mit den Abkömmlingen des Munizipaladels verbinden, der doch schon im Senat die höchsten Stellen einnimmt, oder das bekannte Urteil über den Vespasianischen Beamtenadel, und sagen: aus einem stadtrömischen Adelsgeschlecht, das lange nicht mehr in die höhern Ämter gekommen war, ist er entsprossen, bald nach der Mitte des ersten Jahrhunderts. Er genoß eine sorgfältige Jugendbildung und wurde nach altväterlicher Sitte, sobald er die Mannbarkeit erreicht hatte, den beiden berühmtesten Gerichtsrednern der Zeit, M. Aper und Julius Secundus, als Begleiter und Zögling übergeben. Rasch entfaltet sich hier sein Talent; wenig über 20 Jahre tritt er zuerst selbst öffentlich auf und ist bald danach schon der gefeiertste, nach allgemeinem Urteil zukunftsreichste Redner Roms; ihn ahmen die Jüngeren nach. Der unter die Patrizier erhobene und zum Konsulat beförderte ruhmreiche Offizier Agricola erkiest ihn sich zum Schwiegersohn. Die Gunst der drei flavischen Kaiser Vespasian, Titus und Domitian läßt ihn rasch die übliche Amtslaufbahn bis zur Praetur und dem Priestertum der Quindecemviri durchlaufen, ein Statthalterposten führt ihn dann von Rom hinweg. Da wendet sich sein Schicksal. Agricola fällt, wie Tacitus es schildert, durch seine Ruhmestaten in Ungnade und wird in kränkender Form abberufen; jede Aussicht für Tacitus, zu dem höchsten städtischen Amt, dem Konsulat, aufzusteigen, scheint verloren. Erst die Ermordung Domitians bringt den Umschlag. Jetzt steht offenbar er wieder im Vordergrund und wird Konsul. Zu dem Rednerberuf kehrt er nicht mehr zurück; völlig freies literarisches Schaffen lockt ihn. Er veröffentlicht in rascher Folge die drei kleinen Schriften und verheißt gleich zu Anfang, der Historiker seiner Zeit zu werden. Daß er als Konsul eine offizielle Leichenrede, vom Kaiser beauftragt, auch im Senat eine Anklage gehalten hat, ändert nichts daran, daß er den Rednerberuf als solchen endgültig aufgegeben hat: ganz jener höheren, freieren und heiligeren Art künstlerischen Schaffens soll der Rest seines Lebens dienen.

Lang noch hat es gewährt, wohl bis in die Anfänge der Regierung Hadrians. Als das anerkannte Haupt der römischen Literatur, geehrt von einem trefflichen Kaiser, im Verkehr mit den Besten einer noch hochgebildeten Zeit, umworben von der Jugend, so schildern ihn uns die Briefe des Plinius. Es ist ein Ereignis, wenn er wieder einmal eines seiner langsam wachsenden Bücher vorliest, mit Spannung erwartet, aber auch mit Zittern vor dem strengen Richter seiner Zeit, zu dem er geworden ist. Selbst die höchste Auszeichnung, die dem Untertanen zu Teil werden kann, das Prokonsulat der Provinz Asien, erreicht er als Sechziger. An

Sonnenglanz hat es diesem Leben nicht gefehlt. Und dennoch fühlen wir, wie der Sinn des Schriftstellers sich immer mehr verdüstert, immer einsamer, immer trostloser wird. Er kann den Blick nicht mehr auf die Gegenwart wenden, kann von dem Grauen der Vergangenheit nicht mehr los, weil er die Angst empfindet, daß es wiederkehrt, wiederkehren muß! Denn es liegt in dem Wesen dieses Staates begründet. Das glaubt er als Historiker erkannt zu haben. Kein Glanz der Gegenwart kann daran etwas ändern. Wir fühlen das Grauen vor der 80 Jahre nach seinem Tode einsetzenden Schreckensherrschaft der Soldatenkaiser vorauswirken, wenn er im Eingang der Historien (I, 4) schreibt: *evulgato imperii arcano posse principem alibi quam Romae fieri.* In der Institution der Prinzipats liegt notwendig der Untergang des Staates.

Es mag einseitig und übertrieben klingen, wenn ich so den Schlüssel für die ganze literarische Persönlichkeit in der Auseinandersetzung mit dieser einen Idee des Staates suche und von hier aus den Zwiespalt zwischen äußerem und innerem Erleben verstehen möchte. Man sagt ja so viel: Tacitus war Republikaner, stand in der Tradition der aristokratischen Fronde gegen die Kaiser. Beides ist in dieser Form falsch. Gerade unmittelbar nach der Schreckenszeit Domitians ist er überzeugter Monarchist: es gibt keinen höheren Preis dieser Staatsform als die letzte und darum das Bekenntnis des Schriftstellers selbst enthaltende Rede des Dialogus, wo in bewußter Polemik gegen Cicero gesagt wird: was ihr als Freiheit preist, war in Wahrheit Zuchtlosigkeit, Zerfleischung des Staates, Kampf aller gegen alle. Auf einem verhängnisvollen Irrweg war unser Staat in jener Zeit und hat erst jetzt das Richtige gefunden: nicht die Menge, d. h. die Toren dürfen entscheiden, nur Einer und der Einsichtigste. Jene Adelstradition wirkt gewiß auf ihn, denn sie hat die historische Überlieferung geschaffen, über die er nicht hinaus kann. Aber an dem Adel selbst übt er von Anfang an die vernichtendste Kritik: elend servil ist er und völlig unfähig zu regieren, stets den Herrscher verleumdend und doch nicht imstande, ohne ihn zu leben. Er bekämpft jene Fronde im Agricola und feiert das stille, pflichttreue, sich selbst vergessende, Unrecht und Tod schweigend hinnehmende Beamtentum: lernen sollen sie, die nur Unerlaubtes bewundern, daß man auch unter einem schlechten Kaiser ein großer Mann sein kann und daß Gehorsam und Selbstbescheidung, wenn sie mit rastloser Tätigkeit für den Staat verbunden sind, den gleichen Nachruhm erwerben können wie der aus Eitelkeit und ohne Nutzen für den Staat herausgeforderte Tod. Noch in den letzten Teilen, in der Schilderung des allgefeierten Paetus Thrasea tritt die tiefe Abneigung gegen die nutzlose und tatenlose Opposition der Stoa klar zu Tage. Sie ist tief in dem römischen Empfinden des Schrift-

stellers begründet, der zu Anfang seiner Tätigkeit gesagt hat, sich mit vollem inneren Anteil der Philosophie hinzugeben gehöre sich nicht für den adligen Römer. Die Herrschaft guter Regenten scheint ihm noch die Verbindung von Monarchie und Freiheit.

Nur theoretisch, nicht praktisch ist der Standpunkt geändert, als nach langer Zeit das erste Buch der Historien erscheint. Hier heißt es: Unser Staat kann weder die volle Freiheit noch die volle Knechtschaft, d. h. die absolute und erbliche Monarchie ertragen. Ersatz für die Freiheit sei darum, daß der Monarch gewählt wird. So wird der Prinzipat zum Magistrat, den ja auch die freiste Freiheit nicht entbehren kann. Freilich darf die Wahl nicht von der Menge, den Toren, geschehen. Hat man einmal einen einsichtigen und guten Herrscher, so wird er nur den Einsichtigsten und Besten zum Nachfolger wählen. So wird jenes altrömische Staatsideal, das Cicero nach Panaitios gemalt und dem sich Augustus anbequemt hat, verwirklicht: eine gemischte Verfassung, in der das Königtum des Besten, die Aristokratie des Senats, die Demokratie eines freien Volkes sich verbinden, dessen Gunst oder Abneigung die Wahl wenn nicht formell, doch faktisch beeinflussen wird (*consensu monstratur*). So war es bei Trajan gewesen.

So bildet ihm noch nicht der Prinzipat an sich den verhängnisvollen Umbruch der Entwicklung. Staatsrechtlich war mit seiner Gründung noch nichts über seine Fortführung bestimmt. Erst die Übertragung auf Tiberius schuf die erbliche Monarchie, zu deren Schilderung er glaubt weiter schreiten zu müssen, statt zu der versprochenen Schilderung der Trajanzeit. Sie kann man immer noch später geben, die Schilderung, wie das Unheil der Erbmonarchie begann, wird vielleicht schon der nächste Thronwechsel unmöglich machen.

Aber je mehr er sich in die Geschichte des Kaisertums versenkt, um so mehr empfindet er, daß jene Staatstheorie, die uns noch um die Mitte des zweiten Jahrhunderts der griechische Redner Aristeides als die offizielle bezeugt, ein leerer Traum ist, dem die Wirklichkeit nie voll entspricht, und wenn er die Arbeit wenigstens als nutzbringend rechtfertigen will, die ihm selbst zur innern Qual geworden ist und auch dem Leser keine Freude bereiten wird, spricht er es offen aus: es gibt in der Wirklichkeit nur die drei Formen Demokratie, Aristokratie, Monarchie. Wohl läßt läßt sich jene vierte, gemischte, in der Theorie ersinnen und herrlich ausmalen, aber Leben gewinnen kann sie nie, oder doch nur auf einen flüchtigen Moment; in dem Staat, den wir haben, auch jetzt unter Trajan haben, gibt es nur einen allmächtigen Willen, er ist eine absolute Monarchie. Er ist etwas Furchtbares, daß ihm diese Klarheit gerade unter dem guten Herrscher und im Glück des Reiches kommt; denn eine

Hoffnung gibt es nun nicht mehr. Dieser Staat hat keine Kräfte, nicht in dem Volk, das entartet, feig und charakterlos ist, nicht in dem Adel, der nur durch unwürdigste Schmeichelei ein kurzlebiges Scheindasein fristet, am ehesten noch in dem Heer, für das Tacitus, der ganz unkriegerische, seit der frühsten Schrift ein tiefes Interesse und eine gewisse Sympathie hat. In diesen zum großen Teil fremdbürtigen, rohen, durch eiserne Disziplin zusammengehaltenen Truppenkörpern liegt noch die Kraft und das Ehrgefühl des Römertums; sie befähigen es nach seiner Bestimmung die Welt zu erobern. Auf die Frage, was es damit erringen würde, hätte Tacitus freilich kaum eine andere Antwort als: Erfüllung des *fatum*.

So erwächst aus tiefer Verdüsterung dem Greise der letzte Plan. Auch die letzte Entstehung der verhängnisvollen Institution will er schildern, die Herrschaft des „göttlichen" Augustus, will darstellen, daß all jene konstitutionellen Schranken nur Scheingebilde für den Augenblick waren und nach seiner tiefsten Absicht Senat, Beamte, Gesetze nur Dekorationsstücke für die Allmacht des über allem stehenden Despoten geworden sind. Er hat den Knechtssinn statt Bürgersinn geschaffen.

Der Tod hat bekanntlich die Ausführung dieses letzten Planes vereitelt, und nicht einmal das wissen wir bestimmt, ob er die Geschichte der claudischen Dynastie, die schauerliche Erzählung von Nero noch zu Ende führen konnte. Eine Herstellung der Republik hat er nie erhofft; mit voller Klarheit erkennt er bis zuletzt: das Staatsgefühl ist aus dem Volke entschwunden und kann nicht wiedererstehen.

Doch ehe wir fragen, was dann der Zweck der ungeheuren Arbeit war, wie ihre Beschränkungen, die wir ja alle empfinden, zu erklären sind, wie der Schriftsteller zu bewerten ist, möchte ich Ihren Blick noch einmal auf die drei Nebenwerke, die im reifen Mannesalter geschrieben sind, lenken, schon um mit einem versöhnenderen Bilde diese erste Betrachtung zu beschließen.

Ich greife das mittelste zunächst heraus, weil sich an es die meisten Fragen geknüpft haben und weil ich ihm einen Platz in unserem Unterricht, wo es ihn noch nicht hat, verschaffen möchte, den *Dialogus de oratoribus*. Das wunderbare Schriftchen, bei dessen Lektüre jedem von uns das Herz aufgeht, ist ja freilich für Tacitus nicht bezeugt. Seit dem Funde des Freiburger Oberbibliothekars Jacobs wissen wir: in dem Hersfelder Archetypus all unserer Handschriften stand es ohne Verfassernamen, freilich verbunden mit den beiden als taciteisch bezeichneten Schriften Agricola und Germania. Seinen Ursprung errieten die ersten italischen Humanisten, denen Henoch von Ascoli den kostbaren Fund zeigte, und er setzte danach, um den Verkaufswert zu steigern, ehe er

den Codex zerriß, den Verfassernamen hinzu. So las ihn arglos schon der erste Beschreiber des Fundes, der päpstliche Kämmerer Decembrio. Daß die Vermutung das Richtige traf, bezeugt nicht nur die Anspielung in dem bekannten Briefe des Plinius, dessen Vorgeschichte man sich freilich rekonstruieren muß, um das Zwingende schon dieses Beweises zu erkennen; es bezeugen es Übereinstimmungen mit charakteristischen Wendungen im Agricola, Stileigenschaften, die sich in den späteren historischen Werken wiederfinden, ja endlich ein verhüllter und doch unmißverständlicher Verweis auf den gleichzeitig begonnenen Agricola. Was John in seiner, bei aller Kürze wundervoll reichhaltigen und feinsinnigen Schulausgabe dargelegt hat, hat sich in allen Hinsichten bestätigen und ergänzen lassen. Die Datierung nach Domitians Tode scheint mir durch die Art wie über Vespasian und seine Günstlinge gesprochen wird, die der *patientissimus* (*veri*) *senex* den Staat plündern und verheeren läßt, völlig gesichert. Was in früherer Zeit Zweifel an dem taciteischen Ursprung erregte, die augenfällige Anlehnung an Ciceros Werk De oratore und die Nachahmung ciceronischer Sprache wird uns nicht mehr beirren. Das klassische Muster der wissenschaftlichen Unterhaltung hat Cicero, und nur er, gegeben. Wer in dieser klassizistischen Zeit eine solche bieten will, muß ihn zum Vorbild nehmen, so gut wie er in der Geschichte Sallust und Livius zum Muster nehmen muß. Nicht den Gegensatz, sondern die Einheit sollen wir hier erkennen. Und schauen wir noch etwas näher zu, so enthält gerade der Dialogus wohl das rückhaltlose Bekenntnis zum Klassizismus, aber zugleich die unbedingte Ablehnung der μίμησις eines einzelnen Schriftstellers: alle die Großen jener Zeit müssen in uns leben, uns begeistern, ja noch mehr: an ihnen geschult müssen wir das steigern und hinzunehmen, was seitdem klassisch geworden ist, die augusteische Dichtung und selbst einen großen Nachfahr wie Lukan. Wir müssen den Klassizismus unserer Zeit anpassen. Wer den Tacitus kennt, weiß, daß er dieser Losung selbst in den historischen Werken gefolgt ist. Und wir können noch weiter gehen. Selbst eine Absage an Cicero enthält die wunderbare kleine Schrift. Nicht bloß darin, daß er, was jener als das Beglückende an der Beredsamkeit preist, als *vulgata dicentium gaudia* beiseite schiebt und dafür ein ganz Neues setzt: das Glücksgefühl des Schaffens, des ποιεῖν, des Fühlens einer ureigensten göttlichen Kraft in sich. Nein, jene ganze Tätigkeit der praktischen Beredsamkeit möchte er beiseite schieben, alle Rücksicht auf Stellung und äußeren Erfolg. In jenem gesunkenen Staatsleben mag sie nötig gewesen sein und darum sich zur höchsten Blüte entwickelt haben, in dem neuen und besseren soll man ohne praktischen Nebenzweck ganz dem eigenen Genius folgen. Nicht die eigentliche Ausführung des Themas, die naturgemäß viel Schul-

mäßiges enthält, sondern Anfang und Schluß bieten die Hauptsache, das Innerste des Werkchens, ein Empfinden, wie es nie ein Römer wieder gehabt hat. Ausgesprochen hat auch Tacitus es in dieser Art nie wieder — nur hier kann er ja in fremder Person, durch den Mund eines Dichters reden —, und doch empfinden wir es auch in den spätesten Äußerungen über die Würde, ja die Heiligkeit des Werkes, das er treibt.

Die zweite, etwa gleichzeitige Schrift, die Biographie seines Schwiegervaters Agricola, bestätigt uns das Bild. Daß für die historische Schilderung Sallust als Stilmuster gewählt werden muß, begreifen wir ohne weiteres, aber wir begreifen jetzt auch, daß für den eigentlich rednerischen Teil, die Ansprache an den Toten, die Hinterbliebenen und Freunde, ja im Grunde die Leser des Werkes, im Schluß nur Cicero das Vorbild geben kann. Es ist dasselbe Werk, das dem Dialogus zugrunde gelegt war, die Bücher De oratore. Der Übergang, so deutlich er für jeden antiken Leser sein mußte, konnte für ihn kein Befremden haben. Wir wissen von Plinius, daß er für die einzelnen Teile ein und derselben Rede je nach der Tonhöhe und Empfindungsart stark verschiedene Stilmuster sich wählte. Cicero selbst verlangt das auf der Höhe seines Könnens von dem vollkommenen Redner und die klassizistische Theorie — übrigens nicht nur der Römer, sondern aller Zeiten — rechtfertigt es: mit ihrer Gesundheit und Kraft bietet trotz aller Gegensätze der schriftstellerischen Individualitäten die Großzeit doch eine Einheit; die Verschiedenheiten innerhalb dieser Einheit ermöglichen dem Nachfahren nur die volle Freiheit, die Möglichkeit, das Ich zur vollen Geltung zu bringen. Tatsächlich erweist sich auch die Individualität des Tacitus stark genug, trotz der Verschiedenheit der beiden Vorbilder eine so feste Einheit herzustellen, daß man das Einwirken Ciceros in der Regel übersieht oder wenigstens unterschätzt, wiewohl die direkte Entlehnung hier viel augenfälliger ist als im Hauptteil die Abhängigkeit von Sallust.

Wir wissen aus Plinius: breit ausgesponnene Biographien von Privatpersonen, z. B. früh dahingegangenen Jünglingen, sind damals üblich; zum Trost der Überlebenden verfaßt sie ein literarisch gebildeter Freund der Familie. Tacitus hebt in den ersten Worten des Prooemiums sein Werk aus dieser Schriftgattung heraus; anknüpfend an einen Gedanken des Sallust, daß die Geschichte zur Nacheiferung anspornt, setzt er seinem Schriftchen das gleiche, hohe Ziel: das höchste und köstlichste Gut einer Zeit ist das Bild eines g r o ß e n Mannes, einer *magna ac nobilis virtus*; der Schriftsteller, der es zeichnet, erfüllt eine Pflicht gegen sein Volk. Daß man ihm persönliche Motive unterschieben wird, besonders in einer Zeit, wo die meisten daran verzweifeln, selbst Manneswert zu erwerben, darf ihn nicht zurückhalten. Wohl bekennt Tacitus zum

Schluß, daß der Gefeierte ihm persönlich aufs engste verbunden war, aber der Zweck seiner Schriftstellerei ist, wie er an einem Höhepunkt des Werkchens nochmals versichert, zu zeigen, wie man jenen Manneswert, der in der Hingabe an den Staat, einer Höchstleistung für ihn, besteht, noch jetzt erwerben kann, erwerben auch unter dem schlechten Herrscher. Das Urteil über diesen ist von leidenschaftlicher Schärfe, doch dürfen wir nicht übersehen, daß die Begründung des schlimmsten Verdachtes, des Giftmordes, uns durch eine Lücke entzogen ist, die man jetzt meist übel verkleistert.

So ist die kleine Schrift schon damit über das Niveau der Biographie erhoben und will mit dem Geschichtswerk wetteifern. Das im Grunde schlichte Leben eines liebenswerten Beamten und tüchtigen Offiziers bietet einen historischen Höhepunkt: die Eroberung von Schottland durch die siegreiche Schlacht am Berge Graupius. Agricola hat an einer Stelle geleistet, was Schicksal und Dichtermund der *Romana virtus* als Aufgabe gestellt haben, die letzte Grenze der bewohnbaren Erde in Waffen zu erreichen; so wird sein Name ewig mit der Eroberung Britanniens verbunden bleiben. Darum die den Rahmen einer Biographie sprengende Schilderung der Insel und ihrer Bewohner und die kurze Beschreibung ihrer Eroberung, darum die nach Sallust gebildeten Reden der beiden Feldherren, alles zugleich für jene Zeit stärkste schriftstellerische Reizmittel. Auch ein politischer Zweck hebt die Biographie über das gewöhnliche Niveau dieser Literaturgattung: zur Wiedereroberung des aufgegebenen Schottlands und zur Eroberung Irlands soll sie mahnen; dann erst ist Britannien sicherer Besitz, wenn die „Freiheit" aus diesem Teil der Erde gänzlich geschwunden ist. Die Wiederherstellung der Weltherrschaft Roms war für Augustus die innere Rechtfertigung des Prinzipats gewesen. Wenn er selbst ihre Durchführung in späterer Zeit von der Regeneration des herrschenden italischen Volkes abhängig gemacht hatte, so blieb sie doch als Aufgabe dem Prinzipat gestellt, und das Bewußtsein dieser Aufgabe war durch die Eroberung des südlichen Britanniens durch Claudius wieder allgemein geworden. Es ist interessant, in dem Schriftchen des Tacitus die rhetorisch-politischen Schlagworte der claudischen Zeit und selbst die Erinnerung an Alexander wieder aufleben zu sehen. Das beruht nicht auf einer vorübergehenden Stimmung, sondern beruht auf einer tief in der Persönlichkeit wurzelnden Lebensüberzeugung. Der Prinzeps hat die Pflicht, das Reich zu erweitern[1]; das Wesen seines Amtes verlangt den Kriegsherrn.[2] Daß die Erbmonarchie das verkannt und im wesentlichen passive Politik be-

1) Vgl. An. IV 32 *princeps proferendi imperii incuriosus.*
2) Vgl. Ag. 39 *boni ducis imperatoriam virtutem esse.*

trieben hat, ist ein schwerer Vorwurf gegen sie. Durch sein ganzes Alterswerk geht, wenngleich verhalten, der Schrei nach Heldentum, nach einer Mannheit, die sich nicht nur im Ertragen, sondern auch im tatkräftigen Handeln zeigt; fast zum Überdruß werden ihm die tatenlos dem Tode sich Beugenden (*segniter pereuntes* XVI 16). Mit Sorge, ja Ingrimm erfüllt ihn die Erschlaffung und Verzärtelung der Seelen in der langen Friedenszeit. Die philosophische Rechtfertigung des römischen Imperialismus, die Cicero von Panaitios übernommen hatte, daß das stärkste Volk, wenn es gerecht und weise geleitet sei, notwendig, schon durch bloße Abwehr des Unrechts, zur Weltherrschaft kommen muß, sie je nach der Höhe der Bildung und Gesittung in schärferer oder milderer Form üben und als Erzieher zu echtem „Menschentum" den Untertanen Segen bringen wird, ist völlig verschwunden: die Kultur, die Rom den Barbaren bringt, verdirbt nur das Beste in ihnen und macht sie willig zur Knechtschaft. Roms Kriege entspringen aus Herrschsucht und Habsucht, aber für den Römer sind sie notwendig, und seine Herrschaft ist Wille des Schicksals. Das Altrömertum in all seiner Schroffheit und Härte tritt in diesem letzten Vertreter des römischen Adels noch einmal bewußt hervor.

Von hier erschließt sich — mir wenigstens — auch das Verständnis der dritten Schrift, der Germania, die ja für uns ein so einzigartiges nationales Interesse hat, daß wir ihre schriftstellerische Bedeutung leicht überschätzen. Literarisch ist sie für uns am schwersten einzureihen, weil uns die klassischen Vorbilder bis auf eine kurze Probe in Caesars Commentarii verloren sind; die ihrer Zeit modernen Gegenbilder, wie die Schriften Senecas über Indien und Ägypten sogar ganz spurlos. Daß sie in einer großen ethnographischen Tradition steht, hat Ed. Norden in seinem bekannten trefflichen Werk dargetan und mit Glück eine Anzahl sachlicher Angaben auf ihre Quellen, besonders den älteren Plinius, zurückgeführt; auch seine Warnung, einzelne Worte allzusehr zu pressen, wird hoffentlich bei unsern Germanisten nicht ungehört verhallen. Doch möchte ich, da mir eigene germanistische Kenntnisse fehlen, hierauf so wenig eingehen, wie auf die wichtigen Einwirkungen, die gerade diese Schrift auf unser eigenes nationales Empfinden geübt hat. Die Tendenz ist früh erkannt. Zwei Hauptgegner hat Rom, die Perser und die Germanen; auf dem Boden der letzteren weilt der neue Herrscher, Roms anerkannt tüchtigster Feldherr, endlich ein wahrer Imperator, und Tacitus hofft auf entscheidende Erfolge. Hier sind sie wichtiger als im fernen Osten; gefährlicher ist der freie Germane als der parthische Despot; mehr Niederlagen hat er Rom beigebracht; mehr als zwei Jahrhunderte dauert schon der Kampf ohne endgültige Entschei-

dung: *tam diu Germania vincitur.* Jetzt ist alles günstig: eben noch ist ein ganzer Stamm, die Bructerer, durch den Haß oder die Beutesucht der benachbarten Stämme oder die Gunst der Götter gegen Rom völlig vernichtet worden. Mehr als 60000 sind nicht durch römische Waffen, nein, was noch stolzer macht, zu unserer Belustigung und Augenweide, also wie die Gladiatoren im Amphitheater, gefallen. Wenn Tacitus hier zufügt: *maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui, quando urgentibus imperii fatis nihil iam praestare fortuna maius potest quam hostium discordiam* —, so kann ich hier nicht ein wunderbares Vorausahnen des Untergangs Roms durch die Germanen erkennen. Sachlich durch nichts damals gerechtfertigt, kränkend für den Kaiser, im vollen Widerspruch zu dem Zusammenhang wäre das. Wenn Livius *urgentibus fatis* von dem Unheil gebraucht, hindert uns das nicht, anzunehmen, daß Tacitus das Wort umbiegt: die große Stunde sieht er für das Reich, jetzt soll sich hier Roms Schicksal, die Welt zu erobern, weiter erfüllen. Er schildert den Gegner dabei, wie im Agricola, durchaus mit Sympathie und benutzt das zu strafenden Seitenblicken auf das Rom seiner Zeit, aber er will ihn nicht idealisieren und er verlangt seinen Untergang. Das ist Römerempfinden.

Der Stil ist fühlbar gedämpfter, einfacher wie in den beiden anderen Werken. Der Stoff erfordert das. So dienen zum Schmuck etwas häufiger die fein ausgeschliffenen rhetorischen Sentenzen, und ein Großer in unserer Wissenschaft, Friedrich Leo, hat daraus geschlossen, die Germania sei im Stil Senecas geschrieben, also im Stil der Moderne, dem Gegensatz zu allem Klassizismus. Als den großen Virtuosen, der gleichzeitig drei grundverschiedene Stile schreiben konnte, habe sich Tacitus mit diesen Schriften dem Publikum vorstellen und gleichzeitig sein großes Geschichtswerk in Aussicht stellen wollen. Ich kann, so hoch ich Leos Urteil immer stelle, hierin nicht folgen. Von Senecas inhaltlich ähnlichem Werk kennen wir, wie erwähnt, nur den Titel; die Sentenzen finde ich in ähnlicher Zahl in der Schilderung Britanniens im Agricola, der doch Sallust, Senecas entschiedensten Gegner, nachahmt, und finde Sallusts Spuren auch in der Germania. Stark sind ferner die stilistischen Einwirkungen Caesars, also des Klassikers. Daß der Stil bei Tacitus etwas höher ist, ist begreiflich. Bei Caesar handelt es sich um einen *commentarius;* er muß die Kunst verbergen; die Schrift des Tacitus tritt als selbständiges Kunstwerk auf; ich sehe nichts, was mich hindert, zu sagen: als klassizistisches Kunstwerk. Nicht drei Stile, sondern einen schreibt Tacitus. Es will mir auch zu dem σεμνόν, das schon für Plinius den Grundcharakter des taciteischen Stiles ausmacht, nicht recht passen, daß er aus Virtuoseneitelkeit

hier plötzlich zeigen will: antiklassizistisch kann ich auch einmal schreiben.

In einem noch stärkeren Gegensatz zu dem von mir hoch verehrten Forscher stehe ich in der Beurteilung des Hauptwerkes. Die Angriffe unserer Historiker auf Tacitus als Geschichtsquelle führten ihn dazu, Tacitus als Historiker fast preiszugeben. Weniger auf die Sache als auf die Form kam es ihm an; ein Kunstwerk wollte er schaffen, er ist nicht eigentlich Historiker, sondern Dichter, allerdings der größte Dichter der späteren Zeit.

Freilich bedarf die Besprechung des großen Geschichtswerkes, die den Philologen zu einer Auseinandersetzung mit einer Schwesterwissenschaft, der Alten Geschichte, zwingt, wohl ein paar Worte der Einleitung. Die Berührungen und Unterschiede beider Wissenschaften theoretisch auseinanderzusetzen, werden Sie mir erlassen, für unseren Fall liegen sie besonders klar. Erste Pflicht des Historikers ist es, zu erforschen, was uns Tacitus nicht bietet; hiervon ging Mommsen aus, und je reicher ihm unter den Händen das neue Material heranwuchs, um so mehr wuchs in ihm ein gewisser Groll gegen den Autor, der so vieles nicht gesehen, manches wohl auch falsch gesehen hatte und doch die allgemeine Geschichtsauffassung noch immer beherrschte. Es ist charakteristisch, daß diejenigen Historiker der neuesten Zeit, die es wirklich versucht haben, jenen vierten Band, den Mommsen dabei nicht geschrieben hat, die Geschichte der Kaiser, wirklich zu bieten, Domaszewski und Dessau wieder sehr viel günstiger über Tacitus urteilen. Des Philologen Pflicht wird vor allem sein, zu fragen: was konnte uns Tacitus nur bieten, und, was wollte er bieten? Die Antwort kann uns nur einerseits die Tradition geben, in der er stand, andererseits die Theorie, der er folgt und folgen will. Die Tradition seiner Geschichtschreibung wird in letzter Linie auf Livius zurückgehen, der noch die Hauptzeit der Regierung des Augustus in der für Rom einzig möglichen Form der Annalen dargestellt und wahrscheinlich selbst das Schema, nach dem er die Ereignisse der einzelnen Jahre einordnete, für die Kaisergeschichte beibehalten hat; von ihm haben es die Fortsetzer seines Werkes, die unmittelbaren Quellen des Tacitus, und demzufolge er selbst. Er hält Entschuldigungen für notwendig, wenn er es einmal auffällig verläßt. Die Theorie müssen wir wieder bei den Griechen suchen, und hier kann uns eine beträchtlich jüngere Schrift, Lukians kleines Werk πῶς δεῖ ἱστορίαν ξυγγράφειν gute Dienst tun.

Die Annalen sind ihrem Ursprung nach Stadtgeschichte und sind es ihrem Wesen nach immer geblieben. Sie geben, was in Italien und in den Provinzen geschieht, nur, soweit es Rom und die dort regieren-

den Kreise beschäftigt, geben es ferner notwendig in einer gewissen Zerstückelung und gestatten allgemeine Überblicke nur vor großen Umgestaltungen. Erst allmählich tritt bei Livius der Kriegsbericht, der sich leicht einfügt, so lange der Oberbefehl jährlich wechselt, selbständiger hervor. Für Tacitus spielt er keine große Rolle, so freudig er diese Unterbrechungen jedesmal begrüßt. Eine Ausnahme macht nur das Vierkaiserjahr, und hier sehen wir sofort eine ganz andere, geradezu geniale Kunst, die Ereignisse nach Schauplätzen und Hauptpersonen zu gruppieren, und gewahren mit Erstaunen von dem Aufbau des Prooemiums in drei Teilen, dem kurzen persönlichen Vorwort, dann der Erweckung der Wißbegierde durch den Hinweis auf den reichen und wichtigen Inhalt, endlich der breiten Darlegung der sachlichen Voraussetzungen, und weiter in der ganzen Schilderung des Untergangs Galbas, in dem beständigen Hin- und Herspringen von der einen zur anderen Partei und dem großartigen Bild des Zusammentreffens beider (etwa wie in Spielhagens jetzt verschollenen Romanen), ein geradezu peinliches Befolgen der klassischen Theorie, die Lukian uns dafür bietet. Wir sind bekanntlich einzig hier in der Lage, die Quellen des Tacitus zu verfolgen, dessen Hauptquelle hier von Plutarch fast ohne Zusätze benutzt ist. Die Übereinstimmungen gehen bis in Kleinigkeiten, aber bei Tacitus wird die Handlung bildhaft und anschaulich, die Personen, selbst Nebenfiguren wie Vinius, der böse Geist des an sich ehrenwerten, aber altersschwachen Kaisers, Laco, der stets rechthaberische Jurist, Piso, der edle Thronfolger, gewinnen volles Leben. Sehen wir zu, so geschieht es durch kleine Züge, die aus der Nebentradition, wie sie zum Teil bei Sueton und Dio uns vorliegt, eingetragen sind. Deutlich erkennen wir gleich hier, wie er auswählt, ja bei dem Untergang des Vinius verrät er es selbst: mit psychologischer Kritik wählt er aus den verschiedenen Überlieferungen, was dem Einzelcharakter entsprechend und daher glaublich ist. Der Charakter des Handelnden muß in dem Mittelpunkt stehen, aus ihm die Handlung sich ergeben. Das hat schon Kallisthenes von dem Historiker gefordert und sucht Tacitus durchzuführen. Wundervoll fein ist besonders die Massenpsychologie, die des wankelmütigen Volkes wie die der innerlich verbitterten, doch noch an kein Verbrechen denkenden Soldaten und ihrer überraschten Offiziere, und nur mit tiefer Erschütterung kann ich lesen, wie er, die Annahme einer lang vorbereiteten Verschwörung mit Recht ablehnend, Ausbruch und Verbreitung der Soldatenrevolution schildert und mit den Worten charakterisiert: *isque habitus animorum fuit, ut pessimum facinus auderent pauci, plures vellent, omnes paterentur.*

Bemerkenswert scheint mir, wie stark damals schon Tacitus mit

den Mitteln der Tragödie, der Wahl eines Gegenspielers, der Erregung von Spannung durch retardierende Elemente, vor allem der Erweckung eines tragischen Mitleids arbeitet. Auch damit entspricht er nur einer Kunstforderung der jüngeren Historiographie, die Tacitus hier noch äußerlicher und darum leichter bemerkbar, später verhüllter befolgt. Selbst die Psychologie muß sich hier noch der Rücksicht auf die Wirkung bequemen, sein Otho, der vorher dem guten, aber schlaffen Kaiser gegenüber nur der tatkräftige Bösewicht war, muß, weil ihm nunmehr der elende und stumpfsinnige Rival Vitellius entgegentritt, Züge eines edlen Herrscher annehmen. In seinem freiwilligen Tode nach der ersten Unglücksschlacht erkennt Tacitus eine gewisse Seelengröße und berichtet mit Vorbehalt das Wunder, was die Liebe der Seinen geschaut haben will, daß nämlich im Moment des Todes wie bei der feierlichen Konsekration früherer Kaiser der Adler als Symbol der unsterblichen Seele zum Himmel aufstieg, so hier ein den Beschauern unbekannter mächtiger Vogel plötzlich emporgeschwebt sei. Urteilslosigkeit, törichten Wunderglauben, Inkonsequenz hat man ihm vorwerfen zu sollen geglaubt. Ich denke die Aufnahme jener Erzählung hat ein antiker Leser sicher nur als ein Mittel verstanden, seine Stimmung zu beeinflussen. Daß für Otho zwei verschiedene Auffassungen in den Quellen vorlagen, zeigt uns ja der Abschnitt in den Annalen, in dem Tacitus noch einmal auf die schimpfliche Vorgeschichte des Otho zurückkommt. In dem ersten Abschnitt der Historien hat er nach seiner Hauptquelle berichtet, daß Otho, um den Nero zu beherrschen, sein Weib Poppaea bestimmt, sich dem Kaiser hinzugeben, und selbst durch anpreisende Reden dessen Gier erweckt. In den Annalen ist nach einer Nebenquelle alle Schuld auf die Buhlerin Poppaea gehäuft, Otho nur ihr Opfer. Es ist die einzige Stelle, wo Tacitus eine frühere Darstellung ausdrücklich widerruft, und die Tatsachen lassen keinen Zweifel, daß er sie das zweite Mal psychologisch richtiger gedeutet hat.

Alle die Teile, für die Tacitus selbst die Grundlage der geschichtlichen Auffassung geschaffen hat, sind uns verloren. Wir können in den Briefen des Plinius noch sehen, wie er sich bemüht, für wichtige Senatsverhandlungen oder über Leben und Ende namhafter Männer zuverlässige Nachrichten zu gewinnen und dadurch die offiziellen Quellen zu ergänzen oder zu berichtigen. Wir entnehmen einer Bemerkung über Vespasian, daß er an ihm eine Adelung des Charakters durch die Erhebung auf den Thron gewahrt hat, aus dem Prooemium, daß er an Domitians Regiment, das er hart getadelt hat im Agricola, also einem Schriftwerk, in dem nach antiker Theorie Liebe oder Haß sich ungezügelt aussprechen darf, auch manches anerkennen wird und fürchtet, dadurch

Anstoß zu erregen. Aber „der Historiker schreibt allein für die Nachwelt und ist verpflichtet, alles persönliche Empfinden zu unterdrücken." Innere Gehässigkeit gegen die Herrscher ist an ihm, bei der allgemeinen Neigung des Publikums dafür, gefährlicher und also auch schuldhafter als Liebedienerei. Und wieder betont er in der Einleitung der Annalen, daß die Regierung der Herrscher, die er schildern wird, bei ihren Lebzeiten, von Schmeichlern, nach ihrem Tode in der Glut frischen Hasses geschrieben sei; er wolle ganz objektiv sein Urteil fällen.

Nicht ob er das wirklich vermocht, sondern darüber, ob er es wirklich gewollt hat, geht der im Eingang erwähnte Streit der beiden Nachbardisziplinen, dem wir uns jetzt zuwenden. Was gegen Tacitus spricht, haben wir zu Anfang gesehen, die tiefe, immer wachsende Verbitterung gegen den Prinzipat, für den er freilich doch keine bessere mögliche Staatsform einzusetzen weiß. Was für ihn spricht, ist außer den eben angeführten programmatischen Äußerungen, die nur Voreingenommenheit und Willkür für völlig gleichgültig erklären kann, seine Auffassung vom Nutzen und Zweck der Geschichtschreibung.

An zwei Stellen bezeichnet er ihn selbst in den Annalen: *quod praecipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit.* Tiefer Ernst ist es ihm mit der seit Ephoros immer mehr sich durchsetzenden, durch Poseidonios herrschend gewordenen Theorie, daß das Geschichtswerk der sittlichen Erziehung dienen soll. Sittliche Pflicht ist es, echten Manneswert der Vergessenheit zu entreißen, gemeine Gesinnung in Wort und Tat vor der Nachwelt an den Pranger zu stellen und dadurch zu verhüten. Der Greis hat noch dasselbe Empfinden, wie er es auf der Höhe des Lebens im Agricola gezeigt hat. Er deutet es einmal an, wie tief er es fühlt, daß er gerade die eigenen Kreise sich verfeinden muß, so oft er den Ahnen eines der ihren an den Schandpfahl stellt, aber er darf nicht anders. Mit feinem Sinn hat der ungekrönte Herrscher von Florenz, der große Mediceer, zu einer Zeit, als die Bedeutung des Werkes noch wenig gewürdigt wurde, es als den großen Fürstenspiegel, die Erziehung des Herrschers empfunden. Von hier aus erklärt sich zunächst der unendlich persönliche Charakter dieser Geschichtschreibung, der die kleinste Nebenfigur durch eine Charakteristik und ein Urteil hervorheben möchte. Auch der Anlaß zu jener Bemerkung sei wegen späterer Betrachtungen hier erwähnt. Bei einer an sich gleichgültigen Senatsverhandlung bemerkt Tacitus, daß er es sich zum Grundsatz gemacht habe, keinen Antrag im Senat mit Namen zu erwähnen, der nicht entweder durch Edelsinn oder Übermaß knechtischer Gesinnung hervorrage, in der damals die höchsten Würdenträger und der älteste Adel mit namenlosen

Emporkömmlingen wetteiferten. Er hat — eine ganze Anzahl von Stellen läßt gar keinen Zweifel daran — die ungeheure Arbeit, die Senatsprotokolle, die einzige aktenmäßige Quelle, zu durchforschen, nicht gescheut, um seine knappen Urteilssprüche zu begründen, und kann beispielsweise einem in seinem Geschichtswerk sonst nie vorkommenden Pontifex L. Piso, dessen Tod er unter der Annalenrubrik „die Toten des Jahres" zu berichten hat, die Charakteristik beifügen: *nullius servilis sententiae sponte auctor et quotiens necessitas ingrueret sapienter moderans.* So starb dieser Piso, was bei so hoher Abkunft ein seltener Fall ist, eines natürlichen Todes (vgl. das Lob der Aemilii VI 27 und IV 20).

Das führt mich zu der zweiten Stelle, an der er über den Zweck und Nutzen seines Werkes spricht, An. IV 33. Noch älter, ja bis zu Thukydides heraufgehend, ist ja die Theorie, daß die Geschichte den Staatsmann bilden soll, indem sie die politische Erfahrung gibt. Diesen Nutzen beansprucht er auch für sein Werk, so unerfreulich im Vergleich zu den älteren es ist; sie können, weil für aristokratische oder demokratische Staatswesen geschrieben, nur lehren, wie man in denen mit weiser Zurückhaltung (*temperanter*) sich behauptet. Aber weder Adel noch Volk spielen in Rom eine Rolle mehr, wenn es auch offiziell noch immer behauptet wird, sondern nur die schrankenlose Monarchie, und da nur wenige aus eigenem Empfinden zwischen ehrenhaftem und Schande bringendem Dienst, Nützlichem und Schädlichem zu scheiden vermögen, soll sein Werk an Beispielen der Vorzeit lehren, im monarchischen Staat mit Ehren zu dienen und sich zu behaupten. Von hier soll man es verstehen. Das Erziehungsbuch für den jungen, zum Staatsdienst berufenen Adligen will es sein. Er schreibt mit tiefem Grimm die ungeheure Schmach, die historische Schuld seines Standes und schreibt sie für einen an dessen Stelle getretenen Neuadel, damit der aus dem Untergang des früheren lerne. Es ist trotz des geänderten Urteils über die Monarchie noch dieselbe Tendenz wie im Agricola, und diese Tendenz ist, trotzdem ihm die letzten tatkräftigen Helden der Freiheit immer höher steigen, weder republikanisch noch bewußt auf Herabsetzung der Herrscher gerichtet.

Und doch hat Tacitus den Tiberius von Anfang an und also auch zu der Zeit, als seine Herrschaft noch gut war, gehässig geschildert. Ich möchte diesen Vorwurf, von dem der ganze Streit ausgegangen ist — denn die Versuche, selbst einen Nero zu „retten", beruhen mehr auf dem Nachahmungstrieb — gleich vorweg nehmen, muß Sie aber freilich zunächst an jene berühmte Ausführung des Cassius Dio erinnern, also eines späteren Staatsmanns in höchster Stellung, der die Begründung des Principats als Rettung Roms betrachtet. Er sagt bei dessen Gründung: Bis dahin konnte man berichten, was wirklich geschehen war, denn

vor Senat und Volk wurde alles verhandelt, und Unrichtigkeiten in einzelnen Darstellungen ließen sich durch widersprechende oder die Heranziehung der Staatsakten entscheiden. Seit der Zeit blieb das Meiste geheim, und was veröffentlicht wurde, fand als für das Publikum zurechtgemacht, keinen Glauben. Es ist Tatsache: vieles ist in aller Mund, was nie geschehen ist, viel, was wirklich geschehen ist, ist nie bekannt geworden. Ich kann nur bieten, was die Vorgänger geschrieben haben, ohne Kritik und ohne Gewähr." Für die eigene Zeit will er freilich auch Vermutungen auf Grund umfänglichen Studiums oder eigener Lebenserfahrung gewagt haben. In vielem muß das notwendig auch auf Tacitus zutreffen. Die ungeheure Leistung des Augustus, aus dem eigenen Hauspersonal für den größeren und wichtigeren Teil des Staatslebens einen Verwaltungsapparat zu schaffen, der selbständig und nach einer sich bald bildenden festen Tradition im Verborgenen die Geschäfte leitet, macht es auch dem höchsten senatorischen Beamten unmöglich, ein klares Bild von den Kräften und der eigentlichen Politik des Staates zu gewinnen. Noch unmöglicher ist es meist, die Urheberschaft zu bestimmen. Die erste „Tat" der neuen Regierung, die Tacitus zu berichten hat, die Ermordung des Enkels des Augustus, Agrippa Postumus, bleibt unaufgeklärt; ein Offizier hat sie vollbringen müssen, und das Wesen des *imperium* ist zerstört, wenn ein solcher nicht nur seinem Kriegsherrn Rechenschaft abzulegen hat. In die Öffentlichkeit kommt nur, was der Kaiser dem Senat oder Volk mitzuteilen oder zu zeigen beliebt, — sonst nur, was die Großen seines Hofes sich erzählen, und die Äußerlichkeiten in der *Acta diurna*, der offiziösen Zeitung.

Es entspricht unserer Überlieferung nicht, wenn manchmal behauptet wird, der antike Historiker habe seine Aufgabe wesentlich anders als der moderne aufgefaßt, hauptsächlich formell, und Tacitus damit entschuldigen will. Richtig ist daran nur, daß der Reiz, eine allgemein verbreitete Ansicht in ihr volles Gegenteil zu verkehren, damals schwächer empfunden wird und der antike Leser mehr Gewicht auf die Vollendung der Form legt als in der Regel der moderne. Aber Vorschriften für die Kritik gibt noch die Theorie Lukians (47): der Historiker muß die Quellen sammeln, nach ihrer Tendenz sichten und dann die Widersprüche in den glaubwürdigsten darauf prüfen, was aus inneren Gründen das Wahrscheinlichste sei. Zum Historiker macht die Gabe glücklicher Vermutung, er bedarf des Ahnungsvermögens. Noch heutzutage wird dabei die innere Anschauung von dem Charakter, die er aus der Übereinstimmung der guten Quellen sich gebildet hat, für den Historiker entscheidend sein; für Tacitus ist sie es fast immer, nur daß er in allen wichtigeren Fällen den Widerspruch seiner Quellen

angibt und die Ansicht, die er für die richtige hält, an den Schluß stellt und gewissermaßen das letzte Wort behalten läßt.[1]) Sie setzt er dann an späteren Stellen voraus. Wo er von der Übereinstimmung seiner Hauptquellen abweichen zu müssen glaubt, rechtfertigt er dies ausführlich mit psychologischer Begründung. Immer wieder zwingt er durch Andeutung einer anderen Möglichkeit, meist in Form der Frage, den Leser, selbst an der Entscheidung Anteil zu nehmen, und oft genug sehen wir, daß es sich dabei um eine Entscheidung über zwei Quellen handelt.

Für die Quellen selbst darf ich noch heute auf das besonnene Werk des französischen Gelehrten Fabia Les sources de Tacitus verweisen. Die Primärquellen zu benennen und zu scheiden, wird uns nie voll gelingen; die Nebenquellen, zu denen ich auch die Senatsakten rechne, sind zahlreicher als selbst Fabia annahm. So werden die Senatsakten ergänzt durch die Flugblattliteratur über einzelne Sitzungen und die Sammlungen über Kapitalprozesse unter Tiberius und unter Nero. Nicht ganz wenige müssen es nach seinen Worten sein, die Tacitus zuerst in die historische Darstellung eingefügt hat. An der Gesamtdarstellung ändern sie dennoch nicht viel, an den Grundlinien des Charakterbildes gar nichts; beide stehen in der historischen Tradition schon vor Tacitus fest. Ob wir noch die Mittel haben, sie zu ändern, mögen die Historiker jeder für sich untersuchen; Tacitus scheidet dabei aus. Wie er verfährt, sehen wir: gegeben sind ihm eine zu Anfang maßvolle, ja treffliche Regierung, die er auch im Vorwort zu dem vierten Buch voll anerkennt, und ein Ende in wahnsinniger Grausamkeit und ekelhafter, an dem Greise doppelt widernatürlicher Wollust. Mag uns eine vollere Kenntnis im Alter auftretender Irrsinnserscheinungen andere Möglichkeiten psychologischer Erklärung bieten: für Tacitus kann es nur die eine geben: was sich später so gräßlich entwickelt, muß in der Seele schon gelegen haben; das Alter schleift nur, wie der Historiker Alfred Dove sagt, den äußeren Lack dem Menschen ab und läßt die wahre Natur zutage treten. Die berühmte Briefstelle, in der der Greis seine ganze Menschenverachtung und die Qualen seines Gewissens selbst enthüllt, dient ihm zur Bestätigung. So entwirft er das geniale Bild des Mannes, der nie in sich selbst die Schranken seines Begehrens gefunden hat, immer in der Furcht vor anderen. Ein trefflicher Diener, so lange er beständig sich überwacht weiß, ein guter Herrscher, so lange sein argwöhnischer Sinn noch Rivalen

1) Daß jede an zweiter Stelle stehende Ansicht oder Rede das Urteil des Schriftstellers selbst gibt, darf man freilich daraus nicht folgern, noch weniger, daß auch Form und Einzelausdruck der zweiten Rede das objektive Urteil des Historikers geben müssen. Auch die προσωποποιία verlangt ihr Recht (z. B. An. I 10).

fürchtet; aus allen Schranken gerissen, wie er, der Argwöhnische, endlich den selbstlosen Freund gefunden zu haben glaubt, dann die Gefahr auch hier zu ahnen beginnt, erkennt und ihn tückisch vernichtet; steuerlos und schamlos, wie er nun, von allen Beziehungen zu anderen gelöst, ganz sich selbst überlassen, in seinen Lüsten dahinwelkt. Eine Charakterstudie von erschütternder Wahrscheinlichkeit, aber zugleich eine staatsmännische Studie, wie jene absolute Macht, die der Principat durch Augustus faktisch erlangt hat, auf die Seele wirken muß, die nicht voll in sich gefestigt ist, eine Mahnung auch an den *princeps*.

So enthüllt er in dem Schlußkapitel selbst seinen Plan und fordert den Leser gewissermaßen damit auf, die Ausführung daraufhin noch einmal durchzuprüfen. Wir sehen dabei, wie kunstvoll, immer steigernd, er von dem vierten Buch ab diese Auflösung vorbereitet bis zu der kurz vor dem Ende eingeschobenen Bemerkung *cum Tiberius post tantam rerum experientiam vi dominationis convulsus et mutatus sit.* Bei dem noch entsetzlicheren Gegenbilde des dritten Teils, der Geschichte des Nero, fehlt der Schlußteil und damit die Auflösung. Wir ahnen nur: jene *vis dominationis* soll an dem von Natur Bösen, dem Buben, für den es nie Schranken gegeben hat, dargestellt werden. Aufgewachsen in der Erwartung der Herrschaft, an einem verbrecherischen Hofe, der Adoptivvater ein Trottel, die Mutter Buhlerin und Gattenmörderin. Die erste Tat des noch Unreifen schamlos offenkundiger Brudermord, die klare Nachahmung jenen Gattenmordes. Schon nahe dem Anfang liegt diesmal das Gräßlichste, der Muttermord; er bildet den Höhepunkt des ersten Teiles und zwingt, da er zugleich das Ende der Tragödie Agrippinas bietet, den Schriftsteller, ein Schauerbild zu entrollen, das mehr hellenistisch als klassisch empfunden ist. Ergreifender für mich ist die zurückhaltende Schilderung der Nacht, in der Nero das Scheitern des ersten, tückischen Versuches erfährt, am eigenen Leben verzweifelnd seine beiden Minister Seneca und Burrus rufen läßt und, von ihnen nicht unterstützt, aber auch nicht gehindert, dann den Mord ohne jede Verhüllung befiehlt. Es gibt in der gesamten Geschichtschreibung wohl keine Stelle, in der das unterdrückte Pathos einer rein sachlichen Erzählung die Seele des Lesers mächtiger ergreift.

Tacitus hat hier wie noch mehrfach — denken Sie an das Gespräch zwischen Nero und Seneca — etwas berichtet, für das es, auch wenn er in einer Quelle es fand, ein urkundliches Zeugnis nicht geben konnte. Er hat es getan mit dem Recht, mit dem der antike Historiker seine Reden einlegt. Geschehen muß es in ähnlicher Form sein, denn Burrus hat nach dem Vollzug der Mordtat noch in der Morgenfrühe die Leibgarde veranlaßt, dem Kaiser glückwünschend zu huldigen, Seneca den

Lügenbericht an den Senat verfaßt, der alle Schuld auf Agrippina schob. Täuschen konnte er niemanden; nur daß er so ungeschickt war, wurde im Geheimen dem Seneca vorgeworfen. Im Senat werden Dankfeste für die Götter, Ehren für den Kaiser, Abscheusbezeugungen für die Ermordete beschlossen. Der Führer der altrömischen Partei, der noch vor kurzem verheißen hat, in allen wichtigen Dingen frei seine Stimme zu erheben, bejaht oder nickt; endlich geht er schweigend fort. Der Schriftsteller urteilt: sein Leben hatte er hiermit preisgegeben, ohne den anderen Anregung zum Freimut zu bieten. Wir empfinden die herbe Kritik, die mehr noch dem Führer als der Gesamtheit des Senats gilt.[1]) Seine Verachtung für diese drückt er bei der nächsten Gelegenheit durch die Worte aus, er werde solche Ehrenbeschlüsse nicht mehr erwähnen, der Leser möge als selbstverständlich voraussetzen, daß auf jede Untat des Kaisers ähnliche Dankfeste an die Götter gefolgt seien. An der ersten Stelle fährt er fort: eine Fülle von Prodigien, die den Götterzorn kündeten, wurden später gemeldet; kein Mensch kümmerte sich um sie. Tacitus urteilt: mit Recht; denn wenn die Götter sich wirklich um der Menschen Tun kümmerten, hätte Nero nicht noch so lange Jahre Verbrechen auf Verbrechen häufen und ruhig dabei herrschen können. Noch wagt der Kaiser lange nicht, in seine Hauptstadt zurückzukehren, aber als er sich endlich dazu ermutigen läßt, ziehen Senat und Volk, Chöre von Matronen und Kindern ihm festlich entgegen, Tribünen ziehen sich den Weg entlang, er wird im Triumphzug auf das Kapitol zu dem Tempel des Reichsgottes begleitet. Das Vorspiel zu dem furchtbaren Drama schließt damit.

Nur wenn wir die Schilderung des Ausgangs des Nero besäßen, könnten wir voll entscheiden, ob jenes bei dem offiziellen Stil der Annalen und der priesterlichen Stellung des Tacitus doppelt auffällige Wort über die Gleichgültigkeit der Götter gegen das Tun der Menschen wirklich mehr ist als ein Mittel, das Empfinden des Lesers zu beeinflussen. Ist es dem Tacitus wirklich möglich gewesen, den Selbstmord des Mannes,

---

1) Philologen und Historiker, die es fertig bringen, von einer Verherrlichung Thraseas zu reden, kann man nur bitten, einmal Romain Rollands Drama 'Ein Spiel von Liebe und Tod' (mit der Vorrede) zu lesen. Wie ein tiefempfindender Dichter und verständnisvoller Historiker ein ganz ähnliches Ereignis schildert, zeigt am besten, welche Empfindungen der wortkarge Tacitus in dieser Erzählung und später in seiner Entschuldigung für die ausführliche Darstellung des Todes Thraseas (XVI 16) wecken will. Ausdrücklich verweist er in dieser XVI 21 auf XIV 12; denn die Publikation von XIII—XV liegt schon eine Weile zurück, und der Leser soll nachschlagen. Innerhalb des gleichen Werkteiles hätte er, was er als Verschuldung Thraseas empfindet, als dem Leser bewußt vorausgesetzt. Vielleicht rechtfertigt der Vergleich aus moderner Literatur, was ich vor langen Jahren als meine Auffassung dieser Stellen vorgetragen habe.

der die Begriffe Schuld und Reue überhaupt nicht kannte, als genügende Sühne darzustellen? Ich kann es mir um so weniger denken, als wir ja wissen, wie er das letzte, achtzehnte Buch der Annalen geschlossen hat oder doch schließen wollte. Schon als er das vorletzte der uns erhaltenen schrieb, war er fest entschlossen, das Werk bis zum Anschluß an seine Historien fortzusetzen, wie ja auch nach dem bekannten Zeugnis des Hieronymus und der erhaltenen Handschrift beide Werke vereinigt überliefert sind. Das folgt aus An. XV 72, wo er zuerst den späteren Gardepräfekten Nymphidius erwähnt und beifügt, er müsse ihn näher charakterisieren: *nam et ipse pars Romanorum cladium erit.* Nymphidius hat in der Zwischenzeit zwischen Neros Tode und Galbas Ankunft selbst nach der Herrschaft getrachtet, und daß er dabei erschlagen wurde, hat bei einem Teil der Soldaten die Mißstimmung gegen Galba gesteigert, also das entsetzliche Unheil des Vierkaiserjahres mit veranlaßt. Von einer Palastdirne abstammend, benutzte er eine äußere Ähnlichkeit mit Kaiser Caligula, sich als dessen Sohn auszugeben. Unsere sonstigen Quellen berichten, das lasse sich als Lüge erweisen, Tacitus stellt es als möglich, ja glaublich hin, ich denke, unter dem schriftstellerischen Zwang, jene Zwischenzeit noch mitzuberichten, wenigstens soweit, daß sie durch das sachliche Prooemium der Historien ergänzt werden kann und sein Werk doch als Geschichte der julisch-claudischen Dynastie erscheint; der Bastard-Sproß sollte den Abschluß bilden. Damit steht nichts mehr im Wege, den Annalen die Grundeinteilung zu geben: Buch 1—6 Tiberius, 7—12 Caius und Claudius, 13—18 Nero und Nymphidius. Auch äußerlich sollte das Ende Neros nicht so abgehoben werden wie das des Tiberius.

Im einzelnen wird die Komposition, soweit das annalistische Schema das gestattet, durch das Streben nach Abwechslung bedingt. Ereignisse, die der Leser miteinander vergleichen soll (wie etwa An.VI 5 und VI 9) werden planvoll voneinander getrennt, wie es der Dichter bei zwei Gedichten ähnlichen Stoffes zu machen liebt; vor oder nach besonders erschütternden Darstellungen werden erholende Abschweifungen eingelegt, wie etwa nach der furchtbaren und dabei mit äußerlicher Zurückhaltung gegebenen Schilderung An. V 9, die wohl aus Kompositionsgründen an den Schluß der Schreckenszeit gerückt ist, die virtuose Schilderung der Jagd nach einem Aufrührer V 10, in welcher der Leser den Bericht des pflichteifrigen Beamten, der seine Hast schildert, fast selbst vor sich zu haben glaubt. In all diesen kleinen Kunstmitteln wird zweifellos griechische Theorie, wie man der Ermüdung (*taedium*) des Lesers einer langen Erzählung entgegentreten kann, berücksichtigt. Und doch ist derselbe Schriftsteller auch wieder so frei von aller Theorie

geworden, daß er im Gegensatz zu seinen Historien die Annalen fast ohne Prooemium beginnen und das sachlich Notwendige erst im Anfang der nächsten Triade (IV 6. 7) nachtragen kann.

Immer mehr lebt er sich in seine Personen ein, und immer häufiger tritt er doch, indem er die Wirkung des Erzählten auf sich selbst verrät, mit der eigenen Person vor den Leser. Die Frage, wieweit wir ihr wirklich nahe kommen können, erhebt sich immer wieder. Wir können nicht um sie herumkommen. Ich erwähnte sie einmal schon, als ich die Frage aufwarf, ob jene Äußerung über das Walten der Götter nach der Schilderung des Muttermordes Neros nur eine Beeinflussung der Stimmung des Lesers beabsichtigt oder die Weltanschauung des gealterten Schriftstellers offenbart. Ich möchte hier von Anfang an als Ziel weder setzen, daß wir eine feste und unveränderliche Grundanschauung in dem gesamten Nachlaß nachweisen — Tacitus ist viel zu sehr Römer, um wirklich Philosoph zu sein —, noch daß wir das Fehlen jeder Weltanschauung bei ihm nachzuweisen versuchen, — dazu ist der tiefe sittliche Ernst zu unverkennbar. Noch weniger möchte ich durch die Fülle der wenig beweisenden Stellen, die man meist anführt, die Untersuchung unklar machen. Selbst ein so feinsinniger Gelehrter wie Pöhlmann quält sich z. B. aus dem Versprechen im Eingang der Historien, der Autor wolle die inneren Kräfte des Reiches, was in ihm morsch, was noch gesund gewesen sei, darstellen, *ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam causaeque noscantur*, zu erschließen, wieweit Tacitus an eine Weltregierung durch die Gottheit geglaubt habe; der Begriff Zufall schließe solchen Glauben doch aus. Aber hier steht *casus* im Gegensatz zu *ratio* und bezeichnet *fortuitus* doch einfach das Unberechenbare gegenüber dem Berechenbaren und Notwendigen, und in diesem Sinn verwendet das Wort Zufall auch bei uns der strenggläubigste Christ. Da gibt doch wohl die Entscheidung, daß unmittelbar vorher Tacitus ein feierliches Bekenntnis zu dem Glauben an das Walten gerechter Götter in der Geschichte ablegt. Lese ich ein andermal bei ihm, daß die Bructerer durch den Haß oder die Beutegier ihrer Nachbarn oder durch die Gunst der Götter gegen die Römer vertilgt sind, so werde ich schon bei der ganzen Art dieser Aufzählung und noch mehr bei dem festen Stil der Geschichtschreibung und dem allgemeinen Sprachgebrauch dem keinen höheren Wert beilegen als manchem „Gott Lob" oder „Gott sei Dank" bei uns, das lediglich ausdrücken will, daß ein Ereignis dem Redenden günstig und erwünscht war. Wenn Tacitus Vorzeichen und Prodigien erwähnt, so beweist auch das nichts für seinen persönlichen Glauben; es gehört zum Stil der Annalen und bereitet, wie das Tacitus überhaupt, um zu spannen, gern tut, durch

eine Art Ankündigung die Stimmung des Lesers vor. Weigert er sich an einer Stelle, ein Naturereignis als Prodigium gelten zu lassen, so hätte man, ehe man Folgerungen zog, wohl untersuchen sollen, ob dies Ereignis denn in Rom, wo Tacitus mehr als 30 Jahre als Quindecemvir mit Prodigiensühne zu tun hatte, als solches gegolten hat.

In Frage kommen überhaupt nur drei Stellen, die späteste, von der ich ausging, dann die frühste, die ich soeben flüchtig erwähnte. Das zweite Vorwort der Historien (I 3) endet mit der Erwähnung der seltsamen Vorzeichen und Prodigien: denn niemals hat sich durch furchtbarere Heimsuchungen des römischen Volkes und einwandsfreiere Ankündigungen erwiesen, daß die Götter sich zwar nicht um unsere Wohlfahrt, wohl aber um unsere Bestrafung kümmern. Man hat durch Hereinziehung eines ganz anders gewendeten Lukanverses die Bedeutung der Worte verdunkelt. Sie geben pointiert ausgestaltet nur den stoischen, aus Plato entnommenen Gottesglauben: das Walten der Gottheit darf sich gar nicht in der Belohnung der Tugend zeigen; ihren Lohn und ihr Glück muß sie in sich selbst tragen, um vollkommen zu werden: es zeigt sich in der unausbleiblichen Bestrafung des Bösen, die ihn auch im scheinbaren Glück unselig macht. Nero hat diese Strafe nie erfahren.

Und nun die letzte Stelle An. VI 22, eine der kurzen Einlagen und Erholungspausen, die Tacitus dem Leser in dem Grauen der letzten Schreckenszeit des Tiberius gönnt. Er hat beiläufig zu erwähnen, daß Tiberius seinem Adoptivenkel Caligula eine Gattin gibt, und benutzt die Gelegenheit, in kurzen Zügen dessen elende, mehr als sklavische Unterwürfigkeit gegenüber dem furchtbaren Großvater zu schildern. Dann heißt es: ich möchte hier eine Prophezeiung erwähnen, die Tiberius dem damaligen Konsul Galba gab. Daß es bei der Hochzeitsfeier in Ostia geschah, wissen wir aus den Nebenquellen. Der wortkarge Tacitus läßt es den Leser nur erraten. Die Prophezeiung lautet: „Auch du wirst das Herrschertum wenigstens noch kosten." Er hatte durch die Astrologie, die er frühzeitig zu Rhodus durch Thrasyllos erlernt hatte, dessen späte und kurze Regierung vorausgesehen. Thrasylls Kunst hatte er in folgender Weise erprobt. — Es folgt das bekannte, auch von Gustav Freytag in seinen Roman aufgenommene Geschichtchen. Dann fährt Tacitus fort: wenn ich derartiges höre, so wage ich nicht mehr zu entscheiden, ob ein unabänderlicher Schicksalszwang oder der Zufall alles Geschehen lenkt; unsere Philosophen streiten ja auch noch immer. Nun führt er noch ein weiteres schlagendes Beispiel an: der Sohn dieses Thrasyllos hat mit der von dem Vater ererbten Kunst der Agrippina, ehe sie noch eine Ahnung von ihrer Erhebung zur Kaiserin haben konnte, geweissagt, ihr Sohn werde Kaiser werden und sie selbst

töten. Der Einwand, daß es so viele falsche Prophezeiungen gibt, trifft nicht die Wissenschaft, an die unendlich viele Menschen felsenfest glauben, sondern nur ihre unwürdigen Diener. Was das soll, wird uns klar, wenn wir uns erinnern, daß in den Historien Tacitus schärfste Angriffe gegen die Astrologie gerichtet hat. Es ist ein feierlicher Widerruf seiner früheren Überzeugung; er wagt jetzt kein Urteil mehr, und wenn wir wissen, wie bis tief in das achtzehnte Jahrhundert die erlauchtesten Geister in diesem furchtbaren, aber auch großartigen Wahn befangen waren, werden wir ihm aus dieser Zurückhaltung des Urteils kaum einen Vorwurf machen.

Auch was er künstlerisch bezweckt, ist klar. Binnen kurzem wird er schildern müssen, wie der immer mehr verfallende Greis mit dem Adoptivenkel lebt, den er durchschaut und haßt, der ihm, wie er weiß, das Einzige, was er noch hat, den unmündigen wirklichen Enkel töten wird. Und doch wagt er den nicht mehr knechtisch, nein frech und trotzig, der Zukunft sicher Auftretenden nicht zu beseitigen, denn aus den Sternen ist ihm verkündet worden, daß jener nach ihm herrschen und bald durch Mörderhand fallen wird. So ergibt sich der Schreckliche tatenlos in sein Schicksal und wird endlich, von allen verlassen, von dem Helfershelfer des Adoptivenkels erstickt. Soll diese Schilderung in ihrer scheinbaren Objektivität voll wirken, so muß der Leser von der relativen Berechtigung des Schicksalsglaubens überzeugt sein, aber eine Auseinandersetzung darüber würde jede Wirkung zerstören[1]), so gut wie eine Aufzählung der verschiedenen Berichte über den Tod. Tacitus kann hier nur — gegen seine sonstige Gewohnheit — die ihm glaublichste Version in knappsten Worten bieten.

Aber jene Stelle über den Schicksalsglauben bietet mehr, als ich bisher erwähnt habe. Fast gewaltsam, philosophisch ganz unklar, zieht Tacitus den Streit der Stoiker mit den Epikureern darüber herein, ob die Gottheit sich um den Menschen kümmere, während doch nur ein Teil der Stoiker den astrologischen Glauben angenommen und mühsam genug mit ihrer Vorsehungslehre in Verbindung gebracht hat und der Epikureer an sich keinen Grund hat, sich über Ungefähr oder Sternenzwang Gedanken zu machen.[2]) Er erwähnt die Lehre, daß der Böse durch das Böse in ihm selbst genug gestraft sei, wieder, aber deutet an, daß sie ihm doch nicht mehr voll genügt; er ist unsicher über das Walten der Götter geworden.

1) Andrerseits darf sie natürlich auch nicht zu weit vorausstehen und darf erst gegeben werden, wenn der Leser von der Schuld des Kaisers fest überzeugt ist; sonst entlastet sie ihn ja. Daß und warum ihn die Frage beschäftigt, zeigt IV 20.

2) Beides geschähe ja durch die *Natura*; Lukrez (VI 30) trennt ja auch *casus* und *naturalis vis* (notwendig immer eintretende Wirkung).

Und nun, wo wir seine Art der Selbstkorrektur kennengelernt haben, schauen wir auf die dritte Stelle, den eigentlichen Ausgangspunkt zurück, wie er die Prodigien nach dem Muttermorde Neros erwähnt: sie waren bedeutungslos und nichtig; denn kümmerten sich die Götter wirklich um der Menschen Handeln, so hätte Nero nicht so lange Jahre noch glücklich regieren und Verbrechen auf Verbrechen häufen können. Ich glaube, jetzt darf ich mich entscheiden: das ist nicht nur künstlerisches Mittel, die Stimmung des Lesers zu beeinflussen. Es ist eigenstes, tiefstes Empfinden, der gewollte Widerruf jenes Glaubensbekenntnisses im Eingang der Historien. In gleichen Stufen mit seinem politischen Urteil über die Staatsform, die sein Vaterland nicht mehr los werden kann, hat sich seine Weltanschauung verdüstert. Der Glaube an die Gottheit und die Gerechtigkeit in der Geschichte ist ihm verlorengegangen.

Und wie ich in diesen Bekenntnissen echte Empfindung sehe, wenn ich auch voll bemerke, mit wie feinem künstlerischen Takt er sie jeweils einordnet, so sehe ich auch in der ganzen Anwendung der psychologischen Kritik zunächst den Historiker, der erkannt hat, daß er entweder wie der wackere Handwerker Cassius Dio sagen muß „ich gebe, was mein Vorgänger gab, gleichviel ob's wahr oder falsch ist", oder aus innerer Versenkung in die Persönlichkeiten mit beständigen Fragen und Zweifeln, vor dem Auge des Lesers schaffend, einheitliche Bilder gestalten muß, nicht weil er dichten, sondern weil er der Wahrheit so nahe wie möglich kommen will, weil er ganz von seinem Stoff ergriffen ist und nur in ihm noch lebt. Das gibt seiner Geschichte die Subjektivität, aber auch die wunderbar ergreifende Kraft.[1])

So sind wir zum Schluß an die Auseinandersetzung mit der Schwesterwirtschaft der Alten Geschichte gekommen, haben aber auch die Begrenzung gefunden, die sie für uns haben muß. Nicht zu der bösen ἔρις Hesiods, dem wechselseitigen Vorhalten des Verfehlten, darf sie werden, nur dem ζῆλος, dem Wetteifern um das Verständnis des Schriftstellers, darf sie dienen. Denn darüber sind wir uns wohl alle klar: an keinem Schriftsteller liest man, wenn man nur die Worte übersetzt, so leicht vorbei; bei keinem erfahren wir immer wieder derartig, daß wir in der Interpretation nie zu Ende kommen, immer Neues, auch historisch Wichtiges lernen. Ich brauche Sie nur an den kurzen Abschnitt über die erste Christenverfolgung und seine fast zahllosen Deutungsversuche zu erinnern. Auch hier gilt es zunächst, die antike Theorie sich gegenwärtig zu halten, nach welcher der Historiker von dem Leser verlangen kann, daß er

1) Wenn ein großer Historiker der jüngsten Vergangenheit in dem Geschichtschreiber einen nach rückwärts gewendeten Propheten sieht, so kommt das dieser Anschauung wenigstens nahe.

jeden einzelnen Satz mehrmals hintereinander liest und erwägt, und andererseits der Schriftsteller, sobald er über den Stoff vollkommen klar ist, ihn für sich zunächst in einfacher Sprache niederschreiben und dann erst in die Kunstsprache gewissermaßen übersetzen soll. Ich bin überzeugt, daß selbst Tacitus in gewisser Weise danach gearbeitet hat. Wir können noch feststellen, in welchen Abschnitten die Annalen veröffentlicht sind: je drei Bücher erschienen zusammen. Innerhalb eines solchen Komplexes verlangt Tacitus, daß dem Leser jede eingeführte Nebenperson in Erinnerung ist — die Verwendung eines oder mehrerer Namen für sie beweist das — und jede etwas eigentümlichere sprachliche Wendung gegenwärtig ist. Er erwähnt im ersten Buch den Arminius und gebraucht von ihm den auffälligen Ausdruck *turbator Germaniae*. Gewählt hat er ihn, weil er am Ende des zweiten Buches sagen will *liberator haud dubie Germaniae* und damit einen Ausdruck des Livius auf ihn übertragen will, und er kommt auf diese livianische Wendung, weil er in diesem Schlußurteil den alten Preis des römischen Volkes *proeliis victus, bello non victus* in leichter Umgestaltung auf den großen Gegner des kaiserlichen Rom übertragen will. Wird die Grenze eines solchen Komplexes überschritten, so finden sich in den Verweisen ausführliche Wiederholungen oder sind — allerdings nur vereinzelt — Widersprüche übersehen.[1])

Wenn ich daher bei einem scharfsinnigen Philologen die Vermutung finde, in den ganz kurzen Angaben über den Christenprozeß seien zwei einander widersprechende Quellen mosaikartig so zusammengearbeitet, daß Tacitus ihren Gegensatz gar nicht empfunden und ein sachlich unmögliches Bild gegeben habe, so sage ich von vornherein: das ist keine Erklärung; diese Art der Interpretation paßt nicht für diesen Schriftsteller. Bei ihm gehe ich zunächst aus von dem Zweck des ganzen Berichtes: seine Stellung und der Wortlaut der Einführung lassen nicht den leisesten Zweifel möglich, daß Tacitus, der vorher auseinandergesetzt hat, was für und was gegen die Schuld Neros an dem Brande Roms sprechen könne, damit angeben will, warum er sich für die Schuld des Kaisers entscheide und sie im folgenden als erwiesen voraussetze: Nero klagte die Christen an und verurteilte sie fälschlich zum qualvollsten Tode, und zwar wegen des Brandes. Erst jetzt beginnt die Interpretationsarbeit und geht am besten von jener einfachen Form der Erzählung aus, die der Historiker sich schriftlich oder im Geiste machen soll, ehe er die Stili-

---

1) Als Tacitus An. I 13 schrieb, waren Buch IV—VI noch nicht entworfen; er hätte sonst gar nicht schreiben können *omnesque praeter Lepidum variis mox criminibus struente Tiberio circumventi sunt.*

sierung beginnen darf, die bei Tacitus ja in der Regel eine Verkürzung, eine Unterdrückung alles Überflüssigen, Selbstverständlichen bedeutet. Er geizt mit den einzelnen Worten, den Partikeln, den Präpositionen, ganzen Sätzen. In doppeltem Gegensatz sollen bei ihm zwei aufeinanderfolgende Sätze stehen; das eine den Gegensatz bezeichnende Wort unterdrückt er im ersten, das andere im zweiten Satz (An. XV 44): *igitur primum correpti qui fatebantur, deinde indicio eorum multitudo ingens haud proinde in crimine incendii quam odio humani generis convicti sunt.* Daß es zuerst sich um einige Wenige handelt, folgt aus dem Gegensatz *ingens multitudo,* daß es von dieser gilt *non fatebatur* und daß sie auch der Brandstiftung nicht überführt werden konnte, folgt wieder nur aus der Gegenüberstellung beider Sätze, wie aus ihr notwendig folgt, daß *fatebantur* sich nur auf das *crimen incendii* beziehen kann. Zu erklären bleiben die seltsamen Worte über die Denunzianten *primum correpti qui fatebantur,* bei denen nicht das stilistisch fast notwendige Imperfektum, wohl aber der befremdliche Umstand, daß in den Nebensatz gerückt ist, was die Hauptsache sein und also im Hauptsatz stehen müßte, Beachtung und Rechtfertigung verlangt hätte. Tacitus will, daß der Leser nachsinnt und aus der relativen Bedeutungslosigkeit und Selbstverständlichkeit, die er dem Bekenntnis dieser Wenigen, die alle anderen angeben, beimißt, sofort schließt, daß es sich um in die Gemeinden gesendete Polizeispitzel handelt, die natürlich alles „bekennen", was die Behörde zu hören wünscht. Das ganze Verfahren ist bei „Geheimreligionen" üblich, denn die schwersten Verbrechen und gerade Brandstiftung traut man ihnen besonders zu. Nicht üblich ist die Bestrafung. Selbst bei der furchtbarsten Unterdrückung einer solchen „Verschwörung", dem Bacchanalien-Prozeß, ist hingerichtet nur worden, wem ein todeswürdiges bürgerliches Verbrechen nachgewiesen war, dann ist der Kult verboten worden, und von nun an ist jede Beteiligung an ihm Kapitalverbrechen. Wenn damals „die Christen" alle ohne Geständnis und ohne Überführung auf die Aussage einiger Weniger hingerichtet wurden, so hat durch den schmählichen Rechtsbruch der höchste Richter das eigene Interesse, also die eigene Schuld bekannt. Das Verbot des Christentums als *hetaeria (clandestina coniuratio),* das darin liegt, hält Tacitus gleichwohl für nützlich und aufrecht zu erhalten; es ist eine Verbrecherreligion, aber diese Verbrechen mußten damals erwiesen werden. Ein klarer Zusammenhang ergibt sich, der sich durch die drei rechtlichen Präzedenzfälle (Bacchanalienprozeß, Unterdrückung des Sabazioskults, Edikt des Tiberius gegen orientalische Geheimkulte in Rom) sachlich sichern läßt und die römische Religionspolitik vom Bacchanalienprozeß bis zu den Christenverfolgungen und dem Erlaß Diokletians

gegen die Manichäer einheitlich erklärt.[1]) Und doch ist gerade dieser Bericht in neuester Zeit wieder von einem großen Historiker benutzt worden, um gegen Tacitus den Vorwurf absichtlicher Irreführung des Lesers zu erheben; dessen Worte blieben dabei ebenso unerklärt wie der Verlauf und die rechtliche Begründung des Verfahrens. Einem Schriftsteller wie Tacitus muß man sich hingeben, um ihn zu verstehen.

Und wäre eine solche Hingabe nicht auch für den Historiker lohnend, auch wenn er sachlich oft anders urteilt? Schon uns ergreift es, wenn wir von den Vertretern des römischen Humanitätszeitalters, ihrer Kulturfreude, ihrem festen Vertrauen auf die sieghafte Kraft des Guten und den Adel der menschlichen Natur, ihrem gewiß nicht immer geschickten und doch so rührend ernsten Ringen um eine wissenschaftliche Begründung ihres Glaubens auf diesen letzten großen Römer mit seiner Härte und Starrheit, seiner Hoffnungslosigkeit und innerlichen Verarmung blicken. Wir fühlen das Altern der Zeit, das Hinsterben einer Kultur; er selbst wird uns „historische Erscheinung". Hinzu tritt dann wohl für uns die Freude an einer manirierten, aber doch wunderbaren Kunst und für einzelne wohl auch die Teilnahme an dem wahrhaft adligen Menschen.

1) Ich muß für die Einzelheiten auf die dritte Auflage meines Buches „Die hellenistischen Mysterienreligionen nach ihren Grundgedanken und Wirkungen", Beigabe I verweisen.

SALLUST ALS HISTORIKER, POLITIKER UND TENDENZSCHRIFTSTELLER

VON

W. BAEHRENS

Die uns erhaltenen Schriften Sallusts atmen Kampf, Unruhe und Zwiespalt; Einheit, Geschlossenheit oder gar friedliche Harmonie zeigen sich niemals. Sallust ist ein Mann der Opposition. Zunächst offenbart sich ein Sichaufbäumen gegen das Herkömmliche schon in seinem Stil; bewußt meidet er den Ciceronianischen Periodenbau und bildet dafür seine kurzen zerhackten Satzkola; auch holt er die zu seiner Zeit als Archaismen verurteilten Vokabeln mit Vorliebe wieder hervor, und zwar, um es anders zu machen als die meisten Zeitgenossen, keineswegs um aus der bösen Gegenwart in die Vergangenheit zu fliehen, wie es mit falscher Romantik frühere Generationen für diesen raffinierten Historiker annahmen. Es zeigt sich aber eine gewisse Opposition wohl auch in der Ablehnung der in der hellenistischen Historiographie vorherrschenden Bestrebungen, welche vor allem durch hinreißende ausführliche Schilderungen eine Anstachelung der Affekte, der πάθη, bezweckten und durch die Erregung von Mitleid und Furcht — ἔλεος καὶ φόβος — der Geschichtschreibung einen starken Zug ins Tragische verliehen, gegen den nur der ganz anders geartete Historiker Polybius auch theoretisch ankämpfte, indem er auf die völlig verschiedenen Tendenzen der Tragoedie und der Geschichtsschreibung hinwies. Die bei Zeitgenossen und Vorgängern so beliebten Schilderungen von weinenden Frauen, die sich nach der Eroberung ihrer Heimat in ihrem Elend umarmen, sich die Haare ausreißen und die Brüste jammernd entblößen, dieses und ähnliches fehlt bei Sallust. Er unterdrückt nicht nur z. B. die historische Tatsache, daß der Konsul Antonius das Haupt Catilinas nach Rom schickte, obwohl sie zu einer tragischen Schilderung einlud; er geht noch einen Schritt weiter. Auch dafür ein Beispiel. Bell. Iug. 12, 6 wird die Ermordung Hiempsals mit stenographischer Kürze so dargestellt: *quom interim Hiempsal reperitur occultans se tugurio mulieris ancillae, quo initio pavidus et ignarus loci perfugerat. Numidae caput eius, uti iussi erant, ad Iugurtham referunt* 'während inzwischen Hiempsal in der Hütte einer Magd versteckt aufgefunden wird, wohin er zunächst in seiner Angst und unbekannt mit der Örtlichkeit geflohen war. Die Numider bringen sein Haupt, wie ihnen befohlen war, dem Iugurtha'. Entsetzt horchen wir bei diesen letzten Worten auf, welche durch das Fehlen der eigentlichen Mordszene völlig unvermittelt kommen. Die hellenistischen Geschichtsschreiber hätten die

Gelegenheit ausgenutzt, die Ermordung mit den grellsten und grausamsten Farben zu malen und in dieser Weise die Affekte zu erregen. Auch Sallusts Darstellung löst beim Leser eine Spannung aus, welche die πάθη erregt; m. a. W. die Postulata der hellenistischen Historiographie kennt und berücksichtigt auch Sallust, aber seine Methode, die πάθη zu erregen, ist der der Zeitgenossen völlig entgegengesetzt, indem er die Ermordung überhaupt nicht erwähnt. Sallust ist auch hier in der Opposition gegen das Althergebrachte. Die Mittel, die er anwendet, sind seine ureigensten und stehen im schärfsten Gegensatz zu den traditionellen. Sallust geht eben seine eigenen Wege. — Darum dürfen wir ihn auch nur mit starken Einschränkungen einen Thukydideer nennen, wie es die Handbücher und Schulkommentare des öfteren tun. Gewiß gab es damals 'Thucydidei' (Cic. Or. 30 ff.) und läßt sich die Charakteristik, welche Cicero (Brutus 29, de oratore 2, 56 u. 93) von Thukydides' Stil gibt, daß dieser fast ebensoviel *sententiae* wie Wörter biete, mit einem gewissen Rechte auch auf Sallust anwenden; auch ist es möglich, daß die nicht geringen stilistischen Übereinstimmungen, welche vor allem der Italiener Fighiera in seinem vortrefflichen Buche über Sallusts Stil (Savona 1897) verzeichnet, auf bewußter μίμησις seitens Sallusts beruhte, der sich Thukydides verwandt fühlte, — dahin gehört z. B. *volenti erat* Sallusts ~ *βουλομένῳ ἦν* des Thukydides; die bei beiden vorhandene Substantivierung des Neutrums (*in incerto erat* Iug. 28, 5 ~ ἐν ἀπόρῳ ἦσαν Thuk. 3, 22; *in occulto* Iug. 85, 23 ~ ἐν ἀφανεῖ Thuk. 7, 75; *ex vero* Cat. 8, 1 ~ ἀπὸ τοῦ ἀληθοῦς Thuk. 6, 34); die Neigung zur Variatio (*neque per vim neque insidiis* Iug. 77, 1 ~ ῥᾳθυμίᾳ . . . μετὰ νόμων Thuk. 1, 39 u. öfters) und zur Constructio κατὰ σύνεσιν (*servitia repudiabat, quoius* Cat. 56, 5 ~ χρήμασιν, ᾧ Thuk. 7,48; *coniuravere pauci . . . de qua*, als ob *coniuratio* voranginge, Cat. 18, 1 f. ~ κατηγορούντων, ὅτι τειχίζεταί τε καὶ ἤδη ὕψος λαμβάνει als ob τὸ τεῖχος dastände, Thuk. 1, 91) —, aber bei Sallust bilden diese Übereinstimmungen mit Thukydides nur einige wenige Glieder in einer langen Kette von sprachlichen Erscheinungen, welche durch das gemeinsame Streben nach prägnanter Ausdrucksweise zusammengehalten werden: es können also jene Anklänge an Thukydides gelegentlich auf Zufall beruhen und vielmehr aus Sallusts innerstem Wesen zu erklären sein; sicherlich wird eine genauere Untersuchung, die Not tut, auch Negatives zu buchen haben. Die Archaismen spielen bei Sallust eine ganz andere Rolle als bei Thukydides, wenn auch Dionysius dessen γλωσσηματική καὶ ἀπηρχαιωμένη λέξις besonders hervorhebt.[1])

1) E. Norden, Ant. Kunstprosa I 202.

Jedenfalls sind die Unterschiede zwischen Sallust und Thukydides auch sonst nicht unbedeutend. So charakterisiert Thukydides, wie wir durch Ivo Bruns' Untersuchungen wissen, seine Helden indirekt und müssen wir erst aus der Beschreibung ihrer Taten uns ihr Charakterbild abstrahieren. Sallust zeichnet dagegen seine Hauptfiguren vor allem auch direkt und beweist gerade darin oft seine psychologische Kunst. Und vor allem fehlt bei Sallust die peinliche Feststellung der historischen Ereignisse, wie sie Thukydides erstrebt. Gelegentliche buchstäbliche oder freiere Entlehnungen aus Thukydides beweisen nicht das geringste; denn auch aus Plato, Isocrates, Demosthenes u. a. werden, wie wir auch noch sehen werden, *sententiae* entliehen. Auch einer attizistischen Theorie ist er wohl nicht treu gefolgt, wie man behauptet hat. Es geht eben nicht an, einen Mann von der Eigenart Sallusts auf eine bestimmte literarhistorische Formel zu bringen. Alle Versuche in dieser Richtung müssen unbedingt fehlschlagen.

Aber nicht nur die äußere Anlage der Monographien Sallusts (die Monographie ist übrigens nach der Auffassung des Altertums keine besondere Literaturgattung, gehört vielmehr zur allgemeinen Historiographie, nur werden eine oder mehrere Hauptpersonen noch mehr in den Vordergrund gerückt und gehoben), auch ihr innerer Gehalt, der eigentliche Zweck der Monographie, ist aus der Opposition heraus geboren. Besonders klar können wir diese Tendenz in der Verschwörung Catilinas beobachten, der wir zuerst näher treten wollen. Nach der heutzutage allgemein und mit Recht herrschenden Ansicht hat Sallust seine Coniuratio nicht nur aus dem Grunde geschrieben, den er c. 4. 4 mit den Worten: *nam id facinus imprimis ego memorabile existumo sceleris atque periculi novitate* selbst angibt, sondern noch vielmehr aus anderen Erwägungen heraus, die er in schlauer Weise verheimlicht: Sallust wollte die fast allgemein vertretene Anschauung bekämpfen, daß Crassus und Caesar, die Führer der demokratischen Partei, d. h. der Oppositionspartei gegen den Senat, die eigentlichen Hauptschuldigen an den beiden Verschwörungen von 66 (und 63) gewesen seien; vor allem aber hat Sallust die Darstellung Ciceros vernichten wollen, welche dieser erst nach seinem Tode in seinem Werk *Anecdota* oder *de consiliis* (beide Werke sind wohl identisch) der Öffentlichkeit bekanntgegeben hatte; in dieser postumen Arbeit hatte Cicero, wie die Fragmente zeigen, im Gegensatz zu seinen Catilinarischen und sonstigen bei seinen Lebzeiten veröffentlichten Reden, Crassus und Caesar wenigstens wegen ihrer Unterstützung Catilinas bei den Wahlen des Jahres 64 angegriffen, vielleicht auch auf Grund anderer Tatsachen ihnen die Hauptschuld an der Verschwörung von 63 beigemessen; außer-

dem hatte er Crassus als den Anstifter der ersten Coniuratio 66/65 bezeichnet (Ascon ad Cic. in tog. cand. p. 65 t.; Plut. Crass. 13). Die Erkenntnis dieser Zusammenhänge verdanken wir vor allem Ed. Schwartz, der diese Dinge nach Mommsens Vorgang in einem ausgezeichneten Aufsatz (Hermes 32, 1897, 554ff.) ausgeführt hat. Bedenken wir, daß Sallust unmittelbar nach der postumen Veröffentlichung von Ciceros Anecdota den gleichen Stoff behandelt hat und die diametral entgegengesetzte Ansicht vertritt, daß nämlich Caesar unschuldig an den Verschwörungen sei, so ist es doch äußerst wahrscheinlich, daß es Sallust vor allem darauf ankam, Ciceros Darstellung, welche nicht ohne Einfluß bleiben konnte, zu entkräften. Möglich, daß, wie Rosenberg glaubt, Octavian derjenige war, der Sallust veranlaßte, den Ruf seines Adoptivvaters zu rehabilitieren. Andererseits haben außer Cicero auch Männer wie Bibulus (cons. 59), Actorius Naso, Tanusius Geminus und andere Anticaesarianer (Suet. Caes. c. 9) den Caesar wenigstens an der ersten Verschwörung beteiligt gewesen sein lassen. Man wird also nicht sagen können, daß sich Sallust ausschließlich gegen Cicero gewandt hat.

Schwartz steht nun aber auf dem Standpunkt, daß Sallust nicht nur die genannte Schrift Ciceros zu widerlegen versucht hat, sondern auch Cicero selbst in seiner 'Verschwörung' möglichst herabdrückt. Schwartz hebt hervor, daß Cicero nicht einmal einer Charakteristik gewürdigt wird und dadurch noch unter Catilina, der charakterisiert wird, zu stehen kommt, daß Cicero, der Redner, im Gegensatz zu Cato und Caesar, nicht einmal eine Rede hält, daß auch eine sehr auffällige Verschiebung chronologischer Tatsachen nur erfolgt ist, um Ciceros persönliche Interessen für die gefährlichsten Momente der Catilinarischen Verschwörung verantwortlich zu machen. Diese von Schwartz vertretene Ansicht ist jetzt von fast sämtlichen Gelehrten, die sich zur Frage geäußert haben, als richtig anerkannt worden, sowohl von Rosenberg in seinem wertvollen Buche „Einleitung und Quellenkunde zur römischen Geschichte" 1921, der gleichfalls auf das Fehlen einer Charakteristik und einer Rede Ciceros aufmerksam macht, wie auch von Kurfeß in der neuen Auflage des Wirzschen Kommentars zu Sallusts Catilina (Berlin, Weidmann 1922). Anderer Ansicht ist zwar Ed. Norden, der in seiner Einleitung in die Altertumswissenschaft I / p. 484 von dem Raffinement spricht, mit dem Sallust dem apologetischen oder akkusatorischen Charakter seiner Schriften dadurch den Schein der Objektivität zu geben weiß, daß er auch Größen der Gegenpartei, wie Sulla, Cato und Cicero Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber die Argumente Schwartzens hat er in seiner knappen Darstellung nicht widerlegt, und Kurfeß zitiert in der Einleitung seines Kommentars die Worte nur, um sich, was die Würdigung Ciceros

durch Sallust anbetrifft, der Ansicht Schwartzens anzuschließen. Es ist also nötig, die Argumente Schwartzens zu prüfen. Eine ausführliche Charakteristik Ciceros gibt Sallust zwar nicht, aber an der ersten Stelle, wo er ihn förmlich einführt, sagt er von ihm die bedeutungsvollen Worte (c. 23, 5): die Nobilität betrachtete das Konsulat als befleckt, wenn Cicero *quamvis egregius homo novus* das hohe Amt erhielt. Es geht wirklich nicht an, mit einem klassischen Philologen außerhalb Göttingens, dem ich die Stelle vorlegte, zu behaupten, daß *egregius* an dieser Stelle eine etwas abgeschwächte Bedeutung habe und soviel heiße, wie „ein guter Mensch". Wo immer bei Sallust und seinem älteren Zeitgenossen Cicero das Wort belegt ist, hat es seine volle Kraft; für Sallust ist bezeichnend die Charakterschilderung des Lucullus (IV p. 70 Maurenbrecher): *imperii prolatandi percupidus habebatur, cetera egregius*, wo *egregius* als Gegensatz zu der einen Untugend vollwertig ist; für Cicero sei hingewiesen auf die Einleitung des Brutus, wo der verstorbene Hortensius ein *vir egregius* genannt wird. Aber mehr als die angeführten Belege kann eine genauere Interpretation der einschlägigen Stelle selbst beweisen; und da ist es erfreulich, daß auch an unserer Stelle der Gegensatz *quamvis egregius homo novus*, ja schon allein die Konzessionspartikel *quamvis* zeigt, daß *egregius* wirklich „ausgezeichnet" im wahren Sinne des Wortes heißt. Ist nun aber ein solches Prädikat, ein solches *egregius* gerade auch in seiner Isoliertheit nicht viel bedeutungsvoller als irgend eine ausführliche Charakteristik, mag sie noch so voll von Worten der Huldigung sein? Und Sallusts Charakteristiken pflegen die Schattenseiten sicher nicht weniger hervorzuheben als die guten Eigenschaften, manchmal beide in scharf geprägten Antithesen nebeneinander. Mit *egregius* wollte Sallust den Cicero dem Scheine nach besonders ehren, auch wenn er, wie wir noch erkennen werden, seinem Gegner dieses Ephiteton nur aus raffinierter Überlegung zwecks scheinbarer Aufrechterhaltung der Objektivität, keineswegs aus innerer Überzeugung, verlieh.[1]) Ganz bestimmte Gründe veranlaßten also Sallust in diesem Falle von einer ausführlichen Charakteristik, welche unendlich schwierig gewesen wäre und nicht nur Lob hätte enthalten dürfen, abzusehen. Die Anwendung von Charakteristiken war auch sonst für Sallust keine gesetzmäßige Notwendigkeit; in der Coniuratio bekommt Catilina als Hauptperson eine solche, zu der dann die Schilderung der genialen Sempronia, in der außerdem ihr Sohn D. Brutus, der Mörder Caesars, getroffen werden sollte, das richtige Pendant bildet (das wenige, das über Curius gesagt

1) Auf die Frage, ob die uns erhaltene Invektive gegen Cicero wirklich Sallust zum Verfasser hat, wie jetzt Norden (bei Ed. Meyer, Caesars Monarchie usw.), C. Gebhardt (diss. Halle 1920), Kurfess u. a. meinen, will ich hier nicht eingehen.

wird, verdient kaum die Bezeichnung einer Charakteristik); und in der berühmten Gegenüberstellung von Caesar und Cato (c. 54) kam es Sallust besonders auf die fein durchgeführten Gegensätze an. Das Fehlen einer Charakteristik, ein Argument, auf das Schwartz und Rosenberg soviel Gewicht legen, darf also nicht als Beweis dafür angeführt werden, daß Cicero von Sallust möglichst wenig günstig behandelt oder in den Hintergrund geschoben werden sollte. — Das zweite Argument, Cicero habe in der Verschwörung nicht einmal eine Rede bekommen, obwohl er deren vier gehalten hatte, ist ebensowenig stichhaltig. Die Reden Ciceros des Jahres 63 waren von ihm selbst im Jahre 60, wohl wegen der damals schon gegen ihn erfolgten Angriffe, veröffentlicht worden. In mancher Beziehung wichen die publizierten Reden, besonders die vierte, von den wirklich gesprochenen nicht unerheblich ab, aber der Stil zeigte den für den damaligen Cicero typischen Charakter. In dieser Form waren die Reden nicht nur ediert, sondern auch allgemein verbreitet und gelesen. Hätte nun Sallust den Cicero redend eingeführt, so hätte er diesen genau wie Caesar und Cato in der Hauptsache in seinem Stile, im Stile Sallusts, reden lassen müssen, wie es die antiken Vorschriften verlangten. Das wäre aber nach Veröffentlichung der Reden Ciceros durch Cicero selbst und nach ihrer Verbreitung ein höchst bedenkliches Unternehmen gewesen, und wir können die Vorsicht Sallusts nur billigen, wenn er davon abgesehen hat, sich lächerlich zu machen. Das Fehlen einer Rede Ciceros erklärt sich also auf natürliche Weise. Sallust konnte einzig und allein auf eine oder mehrere Reden Ciceros hinweisen; das hat er in der Tat getan (c. 31, 6) und zwar mit Worten: *orationem habuit luculentam atque utilem rei publicae* (nämlich am 7. November), welche wiederum deutlich zeigen, mit welcher, wenn auch nur vorgetäuschten Anerkennung Sallust von Cicero spricht. Es ist nicht ohne Wichtigkeit, daß wir hier eine schlagende Parallele zum Vergleich heranziehen können.[1]) Nachdem Livius 45, 25 den Rhodiern, welche sich wegen ihrer Haltung im makedonischen Kriege verantworteten, eine ausführliche Rede in den Mund gelegt hat, unterdrückt er die berühmte große Rede, welche der alte Cato zugunsten der Rhodier gesprochen hat; und auch Livius verweist genau wie Sallust auf die veröffentlichte Rede mit den Worten *non inseram simulacrum viri copiosi quae dixerit referendo; ipsius oratio scripta exstat.* Auch die Gründe, weshalb die Rede Catos nicht vorgeführt wird, sind die gleichen wie bei Sallust: die Worte Catos standen im fünften Buche der Origines und zwar in einer der berühmtesten Reden des Censorius; kein Wunder, daß Livius sich scheute,

1) Diese Einzelheit auch bei Tolkiehn, Philol. Wochenschr. 1925, Sp. 1405.

den Cato Worte sprechen zu lassen, welche notwendigerweise in Livianischem Stile hätten gehalten werden müssen, von den bekannten archaischen und lapidarischen Wendungen Catos erheblich abgewichen wären und nur einen miserablen Eindruck hätten machen können. Die genaue Parallele bei Livius zeigt, daß die obige Erklärung, weshalb bei Sallust Cicero nicht redet, wohl das richtige trifft. Wenn es gleichfalls in den Excerpten des Livius (Periocha 49) von der Rede Catos gegen Servius Galba (aus dem Jahre 149) heißt: *exstat oratio in annalibus ipsius inclusa*, so wird Livius auch auf diese Rede nur hingewiesen, sie nicht in seinem Stile referiert haben. Das eben erwähnte Prädikat *oratio luculenta atque utilis rei publicae*, mit dem die Rede Ciceros ausgezeichnet wird, soll keineswegs, wie Schwartz glaubt, für den denkenden Leser dadurch wieder aufgehoben werden, daß nach Sallusts Schilderung die durch Catilinas Abreise geschaffene ernste Lage, in welcher ein Sieg Catilinas oder gar ein unentschiedenes Gefecht genügt hätte, die entsetzlichste Revolution hervorzurufen (c. 39, 4), erst durch eben jene Rede Ciceros entstanden sei. Denn jene ernste Lage wird mit klaren Worten als die Folge der vorangehenden, dem Demokraten Sallust verhaßten oligarchischen Machthabereien (*paucorum potentia* 39, 1) geschildert; mit der Rede Ciceros, von der sie durch die vielen dazwischen erzählten Ereignisse weit getrennt ist, hat sie nach Sallust nichts zu tun. Sallust wünscht vielmehr, daß der Leser das Lob Ciceros und seiner Rede ernst nimmt, damit er durch die den Lesern vorgetäuschte Objektivität die ganz anders geartete historische Darstellung Ciceros, welche er nicht erwähnt, um so leichter vernichten kann. — Bei der Beratung über die Bestrafung der Schuldigen läßt Sallust bekanntlich nur Caesar und Cato sprechen; die beiden Reden sind durch ihre gegensätzlichen Standpunkte, indem Caesar die mildere, Cato die härtere Strafe verlangt, auf einander berechnet; damit gelingt Sallust die schon erwähnte Gegenüberstellung der beiden Charaktere c. 54. Die dadurch erzielte Wirkung wäre völlig verloren gegangen, wenn noch eine dritte Oratio, nämlich eine solche Ciceros, hinzugefügt wäre. Und gerade die Rede Ciceros konnte am ehesten fehlen, da er nicht wie die übrigen Senatoren *sententiam rogatus* sprach, sondern vielmehr als vorsitzender Konsul nur eine relatio zu halten hatte; zunächst orientierte er über die zur Debatte stehenden Fragen, auch nachher konnte er während der Diskussion durch eine abermalige Darlegung versuchen, die nächsten Reden mehr oder weniger zu beeinflussen. Die Rede Ciceros war also anderer Art; ihre Einführung konnte unterbleiben, mußte in diesem Falle unterbleiben, zunächst aus den schon vorher angegebenen stilistischen Gründen, dann auch, weil, wie gesagt, das glänzende Duell zwischen Caesar und Cato in seiner Wechselwirkung

völlig zerstört worden wäre. — Betrachten wir jetzt das dritte Argument Schwartzens. Die Hauptereignisse der Verschwörung spielen sich in den Monaten Oktober und November 63 folgendermaßen ab. Am 21. Oktober wurde vom Senat das senatus consultum ultimum erlassen, nachdem Cicero genaue Angaben über die Verschwörung, über die Erhebung des Manlius in Etrurien, welche Spione ihm vermittelten, dem Senat unterbreitet hatte (Asconius p. 14 St., das senatus consultum erfolgte am 18. Tage vor der ersten Rede Ciceros). Am 27. Oktober begann die Insurrektion des Manlius in Faesulae in Etrurien (Cic. Cat. 1, 7). In der Nacht vom 5. zum 6. November — nicht vom 6. zum 7. November; Cicero, der Catil. 1, 1 eine *proxima* und *superior nox* unterscheidet, läßt die Versammlung Catil. 1, 8. 9 *priore nocte* stattfinden; richtig Gelzer R. E. s. v. Sergius Catilina — fand die berühmte Beratung der Verschworenen im Hause Laecas statt; am Morgen des 7. November sollten zwei Genossen Catilinas, der Ritter Cornelius Lentulus und der Senator L. Vargunteius während der salutatio den Cicero in seiner Wohnung töten; Cicero erfuhr auch diesen Plan durch Fulvia, die Geliebte des Curius, so daß er vereitelt wurde. Cicero beruft daraufhin den Senat sofort in den Tempel des Juppiter Stator zusammen und hält dort seine erste Catilinarische Rede. Diese feststehende chronologische Reihenfolge hat nun Sallust in der Weise umgeändert, daß die Versammlung im Hause Laecas und anschließend auch das Attentat auf Cicero vor dem senatus consultum ultimum, vor dem 21. Oktober (vgl. oben und Sallust 30,1) angesetzt wird. Wir fragen uns: warum? Daß Sallust sich nicht geirrt, sondern bewußt geändert hat, ist bei seinem Raffinement und angesichts der vielen sonstigen bewußten Verdrehungen der historischen Wahrheit, die wir noch feststellen werden, anzunehmen. Nach Schwartz stellte Sallust deshalb um, weil er den Eindruck erwecken wollte, daß Cicero seiner persönlichen Sicherheit halber das senatus consultum erzwungen und so aus persönlichen Gründen die Explosion mit veranlaßt hätte. Wäre dies die wahre Absicht Sallusts gewesen, so hätte er in Rätseln gesprochen. Denn nach dem Attentat auf Cicero erzählt Sallust zunächst die Erhebung des Manlius in Etrurien. Erst dann heißt es (c. 29, 1): als dieses, nämlich die Insurrektion des Manlius, Cicero berichtet wurde, hat dieser, weil er weder die Stadt von sich aus gegen die Gefahr eines Putsches schützen konnte, noch genau Bescheid wußte über die Größe des Heeres des Manlius und über dessen Pläne, die Sache dem Senat vorgetragen, der dann das consultum ultimum erließ. Die Gründe, welche Cicero und den Senat zu diesem Schritt veranlaßten, nämlich die *insidiae* gegen die Stadt (nicht die gegen Cicero) und die Insurrektion des Manlius, werden von Sallust mit der wünschenswertesten

Deutlichkeit und richtig (vgl. Cic. Cat. 1, 7) angegeben. An Ciceros persönliche Sicherheit denkt Sallust keineswegs und will auch bei seinen Lesern diesen Eindruck nicht wecken. Wir müssen also eine andere Erklärung für diese Verdrehung der Tatsachen zu finden versuchen. Sallust hat, davon wird noch später die Rede sein, Handlungen der ersten Verschwörung des Jahres 66, welche von Caesar ausgeführt wurden oder werden sollten, dem Catilina untergeschoben und erreichte damit ein doppeltes Ziel. Es gelang auf diese Weise, den Caesar reinzuwaschen und zugleich die Hauptperson in seinem historischen Gemälde, den Catilina, zu heben. Mit welcher bewußten Absicht die Bedeutung Catilinas für die Verschwörung von Anfang an gesteigert wird, ergibt sich am besten aus der Stelle c. 5, 6: *hunc post dominationem L. Sullae lubido maxuma invaserat rei publicae capiundae*, wonach seine Begierde, den Staat umzustürzen, nicht erst durch die Niederlage bei den Konsulatswahlen besonders geweckt worden ist — so stellen es mit Recht andere Autoren dar — sondern als eine schon früh bei Catilina sich zeigende Charaktereigenschaft geschildert wird. Es soll nun aber auch die Umdatierung der Versammlung im Hause Laecas die Rolle Catilinas heben. Denn nach der üblichen Darstellung waren es nur die Nachrichten über Manlius, welche das senatus consultum ultimum veranlaßten (Cic. Cat. 1, 7); dagegen erreichte Sallust durch seine chronologische Fälschung, daß vor allem die Verschwörung im Hause Laecas, deren Seele Catilina war, also Catilina selber Cicero und den Senat zum consultum ultimum antrieb. Besonders durch die chronologische Verschiebung gelingt es Sallust, Rom und Catilina vollständig zum Mittelpunkt der damaligen Verschwörung zu machen, deren Haupthandlung eben das Attentat auf Cicero bildet, und in den drei Kapiteln, welche das Treiben Catilinas in der Hauptstadt schildern (cc. 26—28), den Abgang des Manlius in die Provinz zu einer Nebenhandlung herabzudrücken, welche dieser wie Septimius und C. Iulius, die nach Picenum und Apulien gehen, im Auftrag Catilinas ausführt. Wenn dann c. 28, 3 Manlius' Auftreten in Etrurien noch kurz berührt wird und c. 29 Cicero aus Angst vor dessen Heer und den Nachstellungen in der Stadt den Senat einberuft, was zu dem senatus consultum ultimum führt, so ist der Leser durch die vorangehenden Schilderungen genügend informiert, daß hinter allem wirklich nur Catilina steht. — Daß Cicero in der Senatssitzung des 8. Novembers, welche nach der geläufigen Tradition unmittelbar nach dem Attentatsversuch stattfand, den Catilina angriff, war selbstverständlich; ebenso selbstverständlich war es, daß auch Catilina in dieser Senatssitzung erschien, da nach dem soeben mißlungenen Mordversuch gegen Cicero, als dessen Urheber Catilina galt, seine Abwesenheit fast einem Geständnis gleichgekommen wäre.

Dagegen waren für die Darstellung Sallusts diese Dinge keineswegs selbstverständlich. Nach seiner, aus bestimmten Gründen geänderten Datierung lagen zwischen dem Mordversuch vor dem 21. Oktober und der Rede Ciceros gegen Catilina am 8. November mindestens zwei Senatssitzungen (cc. 29, 30), vielleicht am 21. Oktober und am 27. Oktober (am 21. des Monates wurde das senatus consultum ultimum erlassen.) Es war also keineswegs an sich begreiflich, daß Cicero erst am 8. November seinen Gegner angriff; ebensowenig war es notwendig, daß Catilina gerade in dieser Sitzung des Senates erschien. Darum fühlt sich Sallust gleichsam verpflichtet, beider Handlungen noch ganz besonders zu motivieren. Zunächst begründet er Catilinas Erscheinen mit den Worten (31, 5) *dissimulandi causa aut sui expurgandi*; dann aber auch Ciceros Offensive gegen Catilina mit der Wendung *sive praesentiam eius timens sive ira commotus.* Auch diese Worte, welche mit ihrem doppelten *sive . . . sive* lebhaft an Tacitus erinnern, enthalten nicht irgend eine versteckte Absicht, den Cicero geringschätzig zu behandeln und als einen aufgeregten, nervösen Konsul darzustellen. Daß Cicero dem Catilina zürnt, ist doch keineswegs auffällig, und daß er ihn und seine bewaffneten Banden weniger seiner eigenen Person als des Staates wegen fürchtet, ist begreiflich. Auch bei Plutarch (Cic. 14) und Cassius Dio (37, 29, 3) lesen wir in ähnlichem Zusammenhang ein ὁ *Κικέρων* ἔδεισε (ἐφοβήθη), ohne daß diese etwa den Cicero herabsetzen wollten. — Die chronologische Verlegung der Versammlung im Hause Laecas sollte nur die Person Catilinas noch mehr in den Vordergrund stellen. Hätte Sallust wirklich Cicero erniedrigen wollen, so hätte er diese Absicht am leichtesten unter Beibehaltung der chronologischen Reihenfolge durchgeführt, indem er darstellte, wie nach dem vereitelten Attentat Cicero aus rein persönlichen Motiven Catilina am nächsten Tage in seiner Rede angegriff, ihn zum Verlassen der Stadt zwang und so erst recht den offenen Ausbruch des Bürgerkrieges veranlaßte: so macht es unbewußt Plutarch Cic. c. 16. — Sallust hat keine der besonders wichtigen Handlungen Ciceros unterdrückt, und ihn niemals erniedrigt, auch nicht cc. 46, 2ff.; 50, 3ff.; nur eine gewisse Kühle bricht dann und wann durch, und Ciceros eigene Lobesfanfaren lehnt er selbstverständlich völlig ab (vgl. c. 48, 1 mit Cic. Cat. 3, 23ff.). Schwartz macht darauf aufmerksam, daß Sallust die berühmten Worte, welche Cicero dem Catilina ins Gesicht schleuderte (Catil. 1, 1): *quo usque tandem abutere, Catilina, patientia nostra,* aufgegriffen und sie in anderer Form vielmehr Catilina selbst in den Mund legt, nämlich c. 20, 9: *quae quo usque tandem patiemini, o fortissimi viri?*, wo Catilina seine Trabanten auffordert, ihrer sozialen Not ein Ende zu machen. Es handelt sich hier aber nur um einen literarischen

Scherz, wie er dem Charakter Sallusts gut zu Gesicht steht; von einer Herabsetzung Ciceros und seiner Verdienste kann auch hier nicht die Rede sein. Ferner glaubt Schwartz, daß c. 43, 1 dem Cicero ein Hieb versetzt wird, wo dieser als *optimus consul* bezeichnet wird. Wir wissen nämlich durch einen Brief ad Atticum 12, 21, 1, daß Brutus in seiner Schrift Cato den Cicero mit genau den gleichen Worten *optimus consul* bezeichnet hatte und Cicero über diese Charakterisierung empört war: *quis enim dixit inimicus ieiunius*? (denn welcher Feind könnte einen geschmackloseren Ausdruck anwenden?). Sehen wir uns aber die betreffenden Worte in dem Zusammenhang, in dem sie stehen, genauer an, so ist es unwahrscheinlich, daß gerade an dieser Stelle Cicero verhöhnt werden soll. Mit grellen Farben wird das Treiben der Verschworenen, des Lentulus, Catilina und des Tribunus plebis L. Bestia gezeichnet; Sallust verurteilt es aufs schärfste, wenn er das auch nicht besonders hervorhebt, daß ein Mann wie Bestia es wagen wollte, in einer contio über die Handlungen Ciceros sich zu beschweren und die Verantwortung (*invidia*) des fürchterlichen Bürgerkrieges dem vortrefflichen Konsul (*optimo consuli*) aufzubürden. Sobald wir *optimo consuli* hier ironisch auffassen, verliert die ganze Schilderung, wie die Verschworenen ihre schändlichen Handlungen zu vollführen versuchen, nicht unerheblich an Kraft; es würde durch eine noch so geringe Verspottung Ciceros der Anschein erweckt werden können, als ob Sallust nicht ganz auf der Seite der Senatoren und der Gegner Catilinas stände; und natürlich hütete sich Sallust, eine solche Meinung aufkommen zu lassen. *Optimus consul* ist also ernsthaft gemeint genau wie Cicero selbst Phil. 7, 2, 5 dem Pansa diesen Ehrentitel verleiht. Auch hier wollte Sallust den Schein der Objektivität dem persönlichen Feinde gegenüber wahren, um dessen historische Darstellung um so leichter angreifen zu können. Ferner ist es sehr zu beachten, daß zur Zeit Sallusts auch die Briefe an Atticus, wie allgemein mit Recht angenommen wird, noch nicht veröffentlicht waren; vielleicht wurden sie erst unter Claudius ediert. Daß Sallust den Inhalt jenes Briefes (12,21) durch Unvorsichtigkeit der intimsten Freunde Ciceros kannte, ist nicht wahrscheinlich. Von Ciceros Einwänden gegen die Bezeichnung *optimus consul* durch Brutus wird Sallust auch auf anderem Wege kaum etwas erfahren haben; dann hat er sie aber auch nicht mit perfider Ironie auf Cicero angewandt. — Nur an einer Stelle hat in der Tat Sallust Cicero nebenbei einen kleinen Hieb versetzt, der für jeden Leser leicht erkennbar war, aber auch dort (c. 29, 1) hat er keineswegs seine Fähigkeiten als Staatsmann und Konsul, sondern nur seine menschlichen Schwächen, seinen Eigendünkel treffen wollen. Cicero, so heißt es an der angegebenen Stelle, wußte nicht genau (*neque . . . satis compertum habebat*), wie groß

das Heer des Manlius sei und welche feindlichen Absichten er habe. In Wahrheit rühmte sich Cicero in der ersten Catilinarischen Rede (§ 7) gerade, über die Pläne des Manlius genau Bescheid zu wissen, daß er nämlich am 27. Oktober aufbrechen werde. Das *comperi omnia*, „ich habe alles erfahren", hatte Cicero (z. B. Cat. 1, 10) zum Verdruß seiner Zeitgenossen, nicht nur seiner Gegner allein, dauernd im Munde. Nicht nur Clodius hält ihm nach ep. ad. Attic. 1, 14, 5 (aus dem Jahre 61) dieses *comperi omnia* vor; auch Ciceros Kollege Antonius spöttelte über alles, was der homo novus glaubte erfahren zu haben (ad fam. 5, 5, 2). Auch Sallust gehört in die Reihe der vielen, welche jenen Ausspruch Ciceros ins Lächerliche ziehen; aber die Form ist eine vorsichtige und gewählte. Dem verdienten Manne auch sein verdientes Lob als Staatsmann zu entziehen, lag Sallust, wenn auch nur aus Raffinement, vollkommen fern. — Wie sehr Sallust dem Cicero Gerechtigkeit widerfahren läßt, zeigt auch die Rede Caesars (c. 51), in der dieser für Milde den Verschwörern gegenüber eintritt. Zweimal wird Cicero von Caesar gelobt, § 19 die *diligentia* hervorgehoben, mit der der *clarissimus vir consul* den Staat und Senat gegen Überfälle geschützt habe. Es wäre eine Inkonsequenz, wenn Sallust den Caesar dessen Gegner Cicero preisen ließe, dagegen selbst den Cicero offensichtlich geschmälert hätte.

Die Interpretation einzelner Stellen hat gegen Schwartzens Ansicht entschieden. Es kommt noch folgende allgemeine Erwägung hinzu: Sallust hat, wie gesagt, auch und vor allem gegen Ciceros postume Schrift polemisiert, ohne aber dessen Namen und den Titel zu erwähnen. Hätte Sallust seine Monographie etwa mit den Worten angefangen „Cicero und andere haben zwar auch die Verschwörung geschildert und Crassus und Caesar als die Hauptschuldigen dargestellt, ich aber bin ganz anderer Ansicht", so hätte jeder Leser erkannt, daß es sich um eine Abwehrschrift, um eine Verteidigung Caesars handle. Dadurch wäre die Position Sallusts um vieles geschwächt worden. Um diese Tendenz zu verstecken, nennt er weder Cicero noch seine anderen Vorgänger. Hätte nun aber Sallust den Cicero in seiner Monographie in der Weise schlecht behandelt und zurückgedrängt, daß es jeder Leser merken mußte und sollte, so hätte er sich selbst um die Wirkung gebracht, die er gerade durch Verheimlichung der Vorlage, die er bekämpft, zu erzielen hoffte. Sallust hat den Cicero gerecht behandelt, aber nur um dessen historische Darstellung der Verschwörungen zu zerstören und Caesar reinwaschen zu können, keineswegs aus wirklich hochstehender objektiver Gesinnung heraus; eine solche Gesinnung hat er nur vorgetäuscht.

Sallust verfolgte nämlich in seiner Coniuratio ein Hauptziel, den Caesar und seinetwegen bis zu einem gewissen Grade auch den Crassus

von der Beteiligung an den beiden Verschwörungen freizusprechen. Diese Tatsache an sich ist längst bekannt. Es kommt aber darauf an, nachzuweisen, wie es Sallust im einzelnen gelungen ist, die geplante Rettung durchzuführen, und hier lassen uns die Kommentare des öfteren im Stich. Wir müssen die beiden Verschwörungen, die der Jahre 66, 65, und die des Jahres 63 scharf voneinander trennen. Die erste Verschwörung ist eine politische, in der Hauptsache gegen Pompeius (und den Senat) gerichtete, deren Leitung in der Tat in den Händen des Crassus und Caesar lag, während Catilina und andere nur die Rolle von Gehilfen spielten. Dagegen plante die Verschwörung des Jahres 63 eine sozialrevolutionäre Umwälzung; ihre Häupter waren nicht mehr Crassus und Caesar, denn vor allem wird sich der reiche Crassus gehütet haben, sein großes Vermögen aufs Spiel zu setzen, sondern vielmehr Catilina und seine Genossen. Crassus und Caesar werden sich aber in sehr vorsichtiger Weise von Catilina, den sie noch bei der Konsulatsbewerbung für 64 unterstützten, losgesagt haben, als dieser durch die mißlungene Kandidatur verbittert die radikalen Massen aufwiegelte und als Führer in Bewegung setzte. Höchstens werden sie Catilina gegen Anfeindungen noch gelegentlich in Schutz genommen haben, damit ihr ehemaliger Verbündeter der Jahre 66/65 nicht die damaligen gemeinsamen Beratungen verriete. So standen sie wohl bei manchen Zeitgenossen im Verdacht, auch die Pläne von 63 wenigstens bis zu einen gewissen Grade begünstigt zu haben. Ich halte diese Auffassung von Ed. Meyer in seinem Buche „Caesars Monarchie und das Prinzipat des Pompeius" für durchaus richtig, während Rosenberg m. E. mit Unrecht den Catilina für beide Verschwörungen, für die ganze Periode 66—63, nur einen Handlanger der Führer Crassus und Caesar nennt. Die antike Überlieferung ist hier leider sehr dürftig. Wir erfahren eigentlich nur, daß die demokratischen Führer den Catilina im Sommer 64 noch eifrigst bei den Konsulatswahlen für 63 gegen Cicero unterstützten und daß die Mitverschworenen Catilinas in den entscheidenden Monaten des Jahres 63 Crassus und anderen Briefe schickten, in denen sie sie mahnten, die Stadt Rom vor dem Blutbad zu verlassen (Plut. Crass. 1, 3 = Cicero de consulatu suo; Cic. c. 15). Aber Crassus zeigte die Briefe dem Cicero und schon daraus ergibt sich, wie jener immer mehr, aus Besorgnis für sein Vermögen natürlich, von den Radikalen abgerückt war. — Auch wird uns berichtet (Suet. Iul. 17), daß im Jahre 63 Caesar dem Cicero einige Mitteilungen über die Verschwörung machte. Handgreiflich war dagegen die Mitschuld des Crassus und Caesar an der ersten Verschwörung. Suet. Caes. c. 9 gibt uns eine Reihe von Autoren an, welche als Zeitgenossen Caesars dessen Schuld bezeugen, Tanusius Geminus, Bibulus, Curio pater, Actorius Naso. Gewiß

waren diese Autoren Anticaesarianer und berichteten von Caesar auch sonst möglichst ungünstiges. So hatte nach Naso Caesar ein Verhältnis mit Eunoe, der Gattin des Mauretanischen Königs Bogudes gehabt; Curio pater nannte in einer Rede den Caesar *omnium mulierum virum et omnium virorum mulierem* usw. Aber daß ihr altes Zeugnis über die Schuld Caesars dennoch historisch das richtige trifft, beweist zunächst ein zeitgenössisches Fragment aus Ciceros Rede *in toga candida*, welche er kurz vor den Konsulatswahlen der Jahre 64 als Kandidat für 63 gehalten hat, in der er die Verschwörer Catilina und Cn. Piso nennt und vorsichtig hinzufügt *ne quem alium nominem*. Daß hier hohe Persönlichkeiten angedeutet sind, liegt auf der Hand, daß Crassus und Caesar gemeint sind, zeigt das wieder von Sueton (Caes. 9) erhaltene Fragment aus Ciceros Briefe ad Axium, Caesar habe in seinem Konsulat (59) das Königreich errichtet, von dem er als Aedil (d. h im Jahre 65) geträumt habe. Außerdem erzählten Actorius Naso und Curio, daß vor allem die Hilfe der Galli Transpadani von Caesar gesucht werden sollte. Und wir wissen durch andere Zeugnisse, daß schon seit dem Jahre 68 gerade Caesar und Crassus sich alle denkbare Mühe gaben, die Transpadaner durch die Versprechung des vollständigen Bürgerrechtes, das allein sie in Italien noch nicht besaßen, auf ihre Seite zu ziehen. Diese bekannten Tatsachen mußten hier noch einmal vorgeführt werden, damit wir eine gesicherte Grundlage gewinnen und erkennen, daß Sallust, wenn er Crassus und Caesar an der ersten Verschwörung nicht beteiligt sein läßt, historisch wirklich im Unrecht ist. Aber nicht nur dies. Aus der ganzen Art und Weise, in der die erste Verschwörung von Sallust vorgeführt wird, ergibt sich, daß nicht ein Irrtum seinerseits, sondern bewußte Fälschung der feststehenden Tatsachen vorliegt. Die Raffiniertheit, mit der Sallust die Ereignisse dieser Jahre umgestaltet hat, ist nämlich wirklich staunenswert. Er hat die erste Coniuratio, mit der er eigentlich seine Darstellung hätte anfangen müssen, nur ganz kurz behandelt und zwar episodisch in die Hauptverschwörung des Jahres 63 eingelegt, vgl. c. 18, 1: *sed antea item coniuravere pauci contra rempublicam, in quibus Catilina fuit.* Durch diese schlaue Einschachtelung gewann Sallust einen doppelten Vorteil. Zunächst konnte er durch eine ganz kurze Schilderung der Ereignisse der Jahre 66/65 seine Fälschungen auf ein Minimum einschränken; ferner aber konnte er, nachdem er einmal, und zwar mit Recht, den Catilina als den Hauptführer der Verschwörung des Jahres 63 eingeführt hatte, hinterher denselben Catilina viel leichter auch als den Hauptanstifter der ersten Verschwörung bezeichnen. Auf diese Weise hat er es fertig gebracht, den Caesar überhaupt nicht zu nennen. — Wir wissen, daß die Verschworenen der Jahre 66/65 zweimal versucht haben,

die Gewalt an sich zu reißen. Zunächst war beabsichtigt, am 1. Jan. 65 die beiden Consules in dem Augenblick zu töten, in dem sie zusammen zum Kapitol gingen, um zum Antritt ihres Amtes das solenne Opfer zu bringen. Cicero Catil. 1, 15 berichtet uns, daß Catilina es war, der am Tage vorher, am 31. Dezember, zu dem Zwecke seine Leute auf dem Forum sammelte. Aber durch sein voreiliges Auftreten mißlang der Versuch. Der zweite Putsch sollte am 5. Februar erfolgen; wie wir durch Curio und Tanusius bei Sueton (Iul. c. 9)[1]) erfahren, sollte diesmal Caesar seine Toga von der Schulter herunterfallen lassen und auf dieses Zeichen hin der Mord beginnen; Crassus habe aber Reue empfunden, oder schließlich Angst gehabt, und dann habe auch Caesar das verabredete Zeichen nicht gegeben. Sallust erwähnt beide Putschversuche und gibt mit einer bei ihm seltenen Genauigkeit beide Data an. Wie gelingt es ihm nun aber den Caesar zu eliminieren? Er macht es nicht etwa so, daß er nun für das Mißlingen beider Putsche den Catilina persönlich verantwortlich macht; in diesem Falle wäre ja durch die Verdoppelung des Motives, durch die Verdoppelung der Nachlässigkeit Catilinas das Totschweigen der Schuld Caesars zu offensichtlich gewesen. Sallust macht es anders. Die Unvorsichtigkeit Catilinas beim ersten Versuch wird einfach mit den Worten *ea re cognita* (§ 1), also ohne Erwähnung Catilinas, kurz abgetan. Diese Form war für Sallust um so weniger auffällig, als er es auch sonst bei einem bloßen Andeuten, bei einem σημαίνειν beläßt, wenn er ganz exakte Angaben nicht für unbedingt notwendig hält. Jetzt konnte also Sallust durch diesen Kunstgriff die Unvorsichtigkeit Catilinas, welche in Wahrheit den ersten Putsch hatte mißlingen lassen, aber von ihm noch nicht erwähnt worden war, auf den zweiten Putsch übertragen, für dessen Scheitern in Wahrheit Crassus und Caesar verantwortlich waren. So hat es Sallust verstanden, den Caesar völlig auszuschalten und gar nicht zu erwähnen. — Aber er erreichte auch noch mehr. Indem er im Gegensatz zu Caesar den Crassus im Zusammenhang mit der ersten Verschwörung erwähnt, trennt Sallust beide voneinander, obwohl sie in diesen Jahren aufs engste zusammengearbeitet haben. Wenn auch auf Crassus eventuell der Schatten einer Mitschuld fallen könnte, so hätte dennoch Caesar allen diesen Dingen fern gestanden. Aber auch die Frage, inwiefern Crassus sich mit diesen Dingen befaßt hätte, wird in einer für den Demokratenführer günstigen Weise erörtert

1) So, wie wir die Fragmente bei Sueton lesen, beziehen sich diese Ereignisse auf den 1. Januar; da aber nach Cassius Dio 36, 44, 4 der erste Versuch deshalb scheiterte, weil er zu früh bekannt wurde, werden wir gut tun, sie mit modernen Historikern wie Ed. Meyer a. a. O. S. 18, auf den 5. Februar zu beziehen. Es liegt ein Irrtum Suetons vor, der die Data uniformiert, aber an der Richtigkeit der einzelnen aus den älteren Historikern übernommenen Sätze ist nicht zu zweifeln.

(schwerlich mit Recht glaubt Kurfeß a. a. O. das Gegenteil); durch eine glimpfliche Behandlung des Crassus konnte um so weniger Verdacht auf Caesar fallen, dessen Name in diesem Zusammenhang nicht einmal genannt worden war. Crassus' Name steht zuerst c. 17, 7, wo ganz objektiv berichtet wird, daß nach Ansicht einiger Zeitgenossen auch Crassus an der zweiten Verschwörung des Jahres 63 und zwar aus Haß und Rivalität gegen den mächtigen Pompeius sich beteiligt habe. Sallust fügt kein subjektives Urteil hinzu, sondern läßt dafür die Erzählung der ersten Verschwörung, welche hier eingeschaltet ist, ganz unvermittelt folgen. Warum gerade an dieser Stelle, ergibt sich leicht. Es wird zwar in der jetzt folgenden Schilderung der Ereignisse der Jahre 66/65 auch Crassus nicht erwähnt, aber sofort nach der Vereitelung des Umsturzversuches heißt es (c. 19, 1), daß der eine der Verschwörer, Cn. Piso, nach Hispania citerior als quaestor pro praetore geschickt wurde und Crassus diese Maßnahme unterstützte, weil ihm Piso als Pompeiusfeindlich bekannt war. Also ist auch hier wieder der Haß gegen Pompeius für Crassus bestimmend und damit der Zusammenhang mit der zweiten Verschwörung (c. 17, 7) hergestellt. Es wird ferner (c. 19, 1) hinzugefügt, daß auch der Senat dem Piso gerne die Provinz Spanien gegeben habe, weil auch viele Senatoren, abgesehen davon, daß die Entfernung des unerfreulichen Menschen allen erwünscht war, in ihm ein geeignetes Werkzeug gegen die ungeheuerliche Macht des Pompeius erblickten. Es wird also auch dem Crassus nichts vorgehalten, was nicht durch die gleiche Ansicht vieler Senatoren gedeckt wurde. Und direkt beteiligt hat sich Crassus nach Sallusts Darstellung an der ersten Verschwörung trotz der Feindschaft gegen Pompeius ebensowenig wie Caesar. Durch das Verschweigen von Caesars Namen wird die Möglichkeit einer Beteiligung dieses von Sallust so hoch verehrten Mannes nicht einmal erwogen. — Durch die Schilderung des legalen Benehmens des Crassus in den Jahren 66/65 will Sallust wohl indirekt seinen Lesern die Überzeugung suggerieren, daß auch im Jahre 63 jene gleiche Feindschaft gegen Pompeius den Crassus sicherlich nicht zu ungesetzlichen Handlungen verführte, zumal die damaligen sozialrevolutionären Pläne Catilinas dem reichen Manne nur Schaden zufügen konnten. Jedenfalls ist er mit Absicht äußerst vorsichtig in der Behandlung dieser heiklen Frage. Noch einmal bespricht Sallust c. 48, 4ff. die Schuldfrage des Crassus in der zweiten Verschwörung. Es wird auch an dieser Stelle die Schuld des Crassus, von dessen Beteiligung ein gewisser Tarquinius in der Senatssitzung spricht, indem er behauptet, von Crassus zu Catilina geschickt worden zu sein, nicht direkt geleugnet; aber es sind die Senatoren, welche, zum Teil nur aus eigenem Interesse, durch einen feierlichen Senatsbeschluß die Unschuld des Crassus betätigen und ihn auf diese Weise

decken. Die ganze Szene, (§ 5—6), ist nicht ganz ohne Ironie geschildert; man vergleiche vor allem die Worte: *itaque consulente Cicerone frequens senatus decernit Tarquini indicium falsum videri,* welche fast komisch wirken, weil die Aussage des Tarquinius anscheinend nicht auf ihre Glaubwürdigkeit hin untersucht wird; gegen Cicero selbst enthalten die Worte, wie der Zusammenhang zeigt, keine persönliche Spitze. Wie wir sahen, wurde auch nach der ersten Verschwörung dem Wunsche des Crassus, den Cn. Piso nach Spanien zu schicken, durch die übereinstimmende Ansicht der Senatoren das Verdächtige genommen. In beiden Fällen trifft, wenn Crassus, so auch den Senat, die dem Sallust so verhaßten nobiles, allerdings in verschiedener Weise (diesmal wegen ihrer leichtfertigen Gutgläubigkeit), eine Schuld. — Ferner ist von Wichtigkeit, daß auch hier Crassus und Caesar nicht auf einer Linie stehen, daß vielmehr, wie in der ersten Verschwörung, ein scharfer Trennungsstrich zwischen beiden gemacht wird. Nach der Ansicht einiger Zeitgenossen, so fährt Sallust fort, sei Tarquinius von Cicero dazu verleitet worden, den Crassus als Mitwissenden zu nennen, „damit nicht Crassus nach seiner Gewohnheit den Schutz moralisch verkommener Leute übernehme und so das Staatswohl gefährde". Diese unberechtigte Beschuldigung der Beteiligung an der Revolution hatte Cicero, wie der zweite Teil der eben angeführten Worte zeigt, nur aus Sorge um den Staat gegen Crassus erhoben, und keineswegs will Sallust den Cicero irgendwie schlecht behandeln. Aber während Cicero, der auch jetzt eine nicht unehrenhafte Rolle spielt, von sich aus zunächst den Crassus beschuldigte — wenigstens berichteten so einige Zeitgenossen, und das gleiche behauptet Sallust später von Crassus selbst erfahren zu haben — konnte Cicero dagegen, so heißt es c. 49, 1 ff., in keinerlei Weise, auch von anderen nicht dazu veranlaßt werden, den Caesar zu beschuldigen und durch die Allobroger oder andere Gewährsmänner dessen Namen nennen zu lassen. Die Unschuld Caesars wird auch durch die Namen derer, die Cicero vergeblich zur Anklage Caesars verführen wollten, ins rechte Licht gerückt: Q. Catulus und C. Piso. Der dunkle Ehrenmann Q. Catulus war schon vorher als einer der schlimmsten Verschwörer gebrandmarkt (vgl. vor allem c. 35), und sowohl er wie C. Piso handelten nur aus persönlicher Rache und Neid, wie Sallust angibt. — Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß Sallust die Unschuld Caesars sozusagen mit einer doppelten Schutzmauer umgibt. Zunächst trennt er die Schuldfrage bei Caesar in beiden Verschwörungen von der bei Crassus, und gegenüber Crassus kommt eine Beteiligung Caesars überhaupt nicht in Frage; aber auch Crassus ist keine direkte Schuld nachzuweisen und, wenn schon ein Makel an ihm hängen bleibt, so auch an den Sallust verfeindeten Nobiles,

welche 65 im Senat des Crassus Wünsche teilten und 63 ihm seine Unschuld öffentlich, aber ohne Untersuchung, bestätigten. Durch dieses Kunststück Sallusts kommt Caesar, der an der ersten Verschwörung beteiligt war, auch besser davon als die Nobiles, gegen die beide Verschwörungen gerichtet waren. In höchst raffinierter Weise nennt Sallust Caesars Namen nur bei Ereignissen, an denen er unschuldig, nicht bei solchen, an denen er schuldig war.

Sallust hatte die Absicht, Caesar reinzuwaschen und die Gestalt Catilinas als des Urhebers der Revolution zu heben. Es ist leicht einzusehen, daß auch durch eine einzige Umbiegung der historischen Wahrheit gelegentlich beiden Bestrebungen zugleich Rechnung getragen werden konnte, so, wenn 66/65 Catilina an Caesars und Crassus' Stelle Führer wird. Zu diesem Zwecke setzte ferner Sallust die Hauptverschwörung nicht im Jahre 63, in dem sie nach den antiken Autoren wie Livius u. a., wie auch nach moderner Ansicht ausbrach, sondern im Jahre 64 an. Zwar könnten die ersten Anfänge der zweiten Coniuratio auch schon bis ins Jahr 64 zurückreichen, und so erklärt sich, wie Sallust auch diese äußerst auffällige Umgestaltung vorzunehmen wagte; aber die wüste Rede, welche Sallust den Catilina gleichfalls 64 halten läßt (c. 20), kann in Wahrheit erst unmittelbar vor dem wirklichen Putsch, etwa September 63, gehalten worden sein. Die Tatsache an sich ist durch die Ausführungen von Wirz[1]) und John[2]) längst festgestellt worden, nur die Erklärung der Änderung ist strittig. Daß nicht ein Versehen, sondern eine beabsichtigte Fälschung vorliegt, ist nach dem, was wir bisher über Sallust erkannt haben, ohne weiteres anzunehmen. Schwartz sieht darin auch eine Polemik gegen Cicero, nach dessen Darstellung in seinem Werke de consiliis Crassus und Caesar im Jahre 64 Catilina bei der Bewerbung ums Konsulat für 63 aufs kräftigste unterstützten; an Stelle der Caesar schwer kompromittierenden Vorgeschichte der Wahlen dieses Jahres, die gestört werden sollten, brachte Sallust den Anfang der Catilinarischen Verschwörung. Aber auch bei richtiger Datierung hätte Sallust, angesichts seiner Neigung, manche Ereignisse von geringerer Bedeutung unter den Tisch fallen zu lassen, jene Wahlumtriebe des Jahres 64 übergehen können. Kurfeß meint, daß Caesar durch die chronologische Umgestaltung entlastet werden sollte. Aber falls dies die Absicht Sallusts gewesen wäre, so hätte er sich sagen müssen, daß ein Leser die neue Datierung mit Ciceros Angabe über die Unterstützung Catilinas durch Caesar im Jahre 64, die er nicht widerlegt hatte, verbinden und daraus auf eine noch größere Schuld Caesars,

1) Catilinas und Ciceros Bewerbung um das Konsulat für das Jahr 63.
2) Jahrb. Suppl., 8 (1876), 701ff.

der noch während der Coniuratio Catilina begünstigt hätte, schließen könnte, und er seinem verehrten Freunde und auch sich selbst einen schlechten Dienst erwiese. Wenn die Verschwörung auf den 1. Juni 64, d. h. vor den Konsulatswahlen dieses Jahres, angesetzt wird, so hat Sallust auf dieses Datum besonderes Gewicht gelegt und wir dürfen, wie es auch Schwartz schon getan hat, daraus folgern, daß nach Sallust Catilina nicht durch die üblen Folgen einer Wahlniederlage zu der Verschwörung gedrängt wurde, sondern vielmehr durch innere psychologische Vorgänge. Es sind nun m. E. in diesem Zusammenhang besonders die Worte c. 16, 4—5: *opprimundae rei publicae consilium cepit ... ipsi consulatum petenti magna spes* zu unterstreichen, da sie sozusagen zu der Umdatierung den Kommentar bieten: noch zur Zeit, als die Verschwörung anfing, konnte Catilina bei den Konsulatswahlen mit guten Erfolgen rechnen. Mit diesem bedeutungsvollen Satz ist wiederum zu verbinden, was absichtlich schon bei der ersten Einführung Catilinas (c. 5, 6) vorgebracht wird: *hunc post dominationen L. Sullae lubido maxuma invaserat rei publicae capiundae.* Durch diese Darstellung wird erstens die Rolle Catilinas eine bedeutendere, indem er von vornherein als der zukünftige Führer hingestellt wird, der nicht durch verletzte persönliche Eitelkeit wegen des nicht erhaltenen Konsulates, sondern von Anfang an durch seine ganze Veranlagung zu Taten bestimmt wurde. Eine solche Persönlichkeit kann aber niemals als Handlanger in den Diensten des Crassus und Caesar gestanden haben, und so wird durch die Hebung Catilinas zugleich auch Caesar entlastet. Nach den anderen Schriftstellern zettelte Catilina die Verschwörung an, weil er zweimal bei der Bewerbung ums Konsulat, für 63 und 62, durchgefallen war und vergleichen wir die Worte des Livius (Periocha 102): *L. Catilina bis repulsam in petitione consulatus passus ... coniuravit,* so stehen diese zu den oben aus Sallust (c. 16, 4—5) angeführten in so scharfem Gegensatz, daß man entweder annehmen möchte, Livius polemisiere gegen Sallust, oder umgekehrt und wohl richtiger zu der Ansicht gedrängt wird, Sallust trete hier einer älteren Darstellung, die Vorlage für Livius war, entgegen. Es wäre an die von Livius benutzten griechischen Memoiren Ciceros, der Cat. 1, 11 die gleiche Darstellung bringt, zu denken. — Es muß nun aber in diesem Zusammenhang noch eine andere Stelle, aus der ersten Verschwörung der Jahre 66/65, behandelt werden. Die für das Jahr 65 designierten Konsuln, P. Autronius und P. Sulla, so heißt es c. 18, 2, mußten, weil sie wegen ambitus verurteilt waren, das Konsulat wieder aufgeben. *Post paulo Catilina pecuniarum repetundarum reus prohibitus erat consulatum petere, quod intra legitumos dies profiteri nequiverat.* Nach dieser Darstellung hat sich Catilina erst ums Konsulat für 65 bewerben wollen, als

gegen Erwarten neue Wahlen ausgeschrieben waren, nicht dagegen schon bei den Hauptwahlen. Der sachlich so peinlich genaue Kommentator Ciceronianischer Reden, Asconius Pedianus (p. 69 St.) weiß nichts davon, berichtet vielmehr, daß Catilina eigens aus Afrika kam, um sich zu bewerben. Dieser Abbruch der Provinzialverwaltung konnte selbstverständlich nicht plötzlich erfolgen; seine Voraussetzung ist die lang geplante Konsulatsbewerbung und die notwendige Schlußfolgerung ist diese, daß Catilina seine Provinz Afrika verließ, um bei den Hauptwahlen, nicht bei den zufälligen Ersatz-Wahlen zu kandidieren. Diese Auffassung findet auch in der Charakterveranlagung Catilinas eine innere Bestätigung. Im Jahre 68 war Catilina Praetor und nach dem damaligen *ordo magistratuum* konnte er sich 66 ums Konsulat für 65 bewerben. Ist es wahrscheinlich, daß der Mann, der später vor allem aus verletzter Eitelkeit wegen des nicht erhaltenen Konsulates die zweite Verschwörung begann (nur Sallust entstellt diese Tatsache), die erste Gelegenheit, die hohe Würde *suo anno* zu erreichen, vorübergehen ließ? Sallust hat m. E. auch hier wieder aus dem Grunde geändert, den wir schon kennen lernten Ein übermäßiger Drang zum Konsulat hat nach Sallust den Catilina niemals beherrscht;[1]) das in Wahrheit ungestüme Verlangen Catilinas nach dem Konsulate hat Sallust dadurch mildern wollen, daß er ihn erst bei den zweiten Wahlen sich bewerben läßt. Und wenn es dann in der folgenden Darstellung heißt, daß Catilina, als ihm als Angeklagten die Bewerbung ums Konsulat nicht gestattet wurde, die erste Revolution begann, so empfand der römische Leser, daß nach Sallust neben der Enttäuschung über das nicht erreichte Konsulat, nach dem es ihn aber nicht zu sehr drängte, auch die Wut, daß staatliche Macht ihm bei seinem Vorwärtsstreben hindernd im Wege stand, den Catilina zum äußersten Schritt verführte; daß er gerade das Konsulat erstrebte, spielte dabei nur eine sekundäre Rolle. Nach Sallust bewarb sich Catilina erst spät im Jahre 66 bei den zweiten Wahlen. Um diese Lüge besonders zu unterstreichen, fügte er die ebenfalls unwahren Worte *(reus) ... intra legitumos dies profiteri nequiverat* hinzu; in Wahrheit hatte Catilina, wie wir wieder durch Asconius wissen, noch zunächst als Kandidierender seinen Namen bei dem die Wahlen leitenden Konsul angeben können und wurde erst nachträglich, als die Provinzialen Klage gegen ihn erhoben, gezwungen, die Bewerbung aufzugeben. Durch die angebliche Bewerbung Catilinas bei den zweiten Wahlen des J. 66 versuchte Sallust den Widerspruch auszugleichen, der darin liegt, daß einerseits Catilina nicht aus

1) Daß nach c. 16, 4 Catilina große Hoffnung auf das Konsulat (für 63) setzte, steht damit nicht in Widerspruch; nur zu dem letzten Akt der Verschwörung führt die Schlappe bei den Wahlen c. 26, 5.

zu großem Verlangen nach dem Konsulate, sondern aus dem Drang nach Führerschaft heraus die zweite Verschwörung beginnt, andererseits im Jahre 66 nach mißlungener Bewerbung um das Konsulat die erste Coniuratio leitet und sich selbst zum Konsul zu machen beabsichtigt, was Sallust so schildert, um Catilina zu heben und vor allem Caesar zu entlasten. — Nach allgemeiner moderner Auffassung sollten nach Gelingen des Putsches von 66/65 die beiden consules designati P. Autronius und P. Sulla, welche, wegen ambitus angeklagt, hatten zurücktreten müssen, Consules werden. Diese Tatsache berichten uns die älteren Zeitgenossen, wie Tanusius Geminus, deren Zeugnis sich schon oben als äußerst zuverlässig herausgestellt hat, und die Nachricht klingt auch an sich sehr wahrscheinlich. Anders Sallust. Nach ihm sollten vielmehr Catilina und P. Autronius die consulare Gewalt an sich reißen, d. h. Catilina ist an die Stelle des P. Sulla getreten. Diese Darstellung trägt das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit an sich. Denn die Putschisten konnten viel eher die ganze Bevölkerung Roms mit den neuen Konsuln Sulla und Autronius, welche schon vorher von dem gleichen Volke gewählt worden waren und nur durch einen Prozeß gezwungen wurden zurückzutreten, aussöhnen, als ihr ausgerechnet den Catilina als Konsul aufbürden. Auch erklärt sich diese Fälschung Sallusts leicht als nur eine in der Kette mehrerer, welche alle darauf abzielten, den Catilina in den Vordergrund zu schieben und zu dem Hauptheldeu κατ' ἐξοχήν zu machen. Nach Sallust übernimmt Catilina, nicht etwa Crassus oder Caesar, die Führung und, um ihm die historische Rolle des Gehilfen, welche er in Wirklichkeit spielte, zu nehmen, schreibt Sallust ihm auch den Plan zu, sich selbst und neben sich dem Autronius das Konsulat zu sichern. Aber warum tritt Catilina gerade an die Stelle des P. Sulla? Da ist zu bedenken, daß nicht erst Sallust diese Neuerung brachte, sondern schon Cicero pro Sulla 68 berichtet, daß Sulla, sogar nach dem Zeugnis seines Klägers, die Verschwörung 66 mitgemacht habe, um Catilina das Konsulat zu verschaffen. Stammt nun aber, so wird man mir vorhalten, dieses Zeugnis nicht aus einer den Ereignissen so nahe stehenden Zeit, nämlich aus dem Jahre 62, daß sein Inhalt und damit auch die Angabe Sallusts richtig sein wird? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß gerade die Rede pro Sulla so verlogen und so raffiniert ist wie kaum eine zweite Oratio Ciceros. Dafür Belege beizubringen würde zu weit führen. So wird wohl mit Recht angenommen, daß der Kläger wahrscheinlich behauptet hatte, Sulla wollte für 65 sich und Autronius mit Gewalt das Konsulat sichern, und dann als Konsul sich dafür einsetzen, daß Catilina zur Belohnung für seine Handlangerdienste im nächsten Jahre Konsul wurde. Möglicherweise hatte sich der

Kläger wenigstens an einer Stelle etwas undeutlich oder unglücklich ausgedrückt und Cicero, der Sulla durch Dick und Dünn entlasten wollte, benutzte die Gelegenheit, ihm sein testimonium im Munde umzudrehen und so Catilina vorzuschieben. Auf Ciceros Zeugnis ist also diesmal, im Hinblick auf die historische Wahrheit, nichts zu geben. Wohl aber ist die Übereinstimmung zwischen Cicero und Sallust in einer falschen Angabe mehr als Zufall. Kein Zweifel, daß Sallust, der sonst Cicero heimlich bekämpft, diese Cicerorede, wie andere, welche die Periode der Verschwörungen behandelte, benutzte und ausschrieb, weil sie ihm nützlich war. Ihrer Verlogenheit war er sich bewußt, aber moralische Hemmungen gab es für Sallust nicht, am wenigsten dann, wenn es galt, die Hauptgestalt seines Werkes, den Catilina, eine größere Rolle spielen zu lassen.

Die charakteristischen Eigentümlichkeiten, welche der Schriftstellerei Sallusts ihr ganz besonderes Gepräge aufdrücken, zeigen sich, wenn auch in einer anderen, äußeren Form, auch in den wenigen eingestreuten Reden der Coniuratio, sogar auch in den Teilen, in denen ein moralischer Ton angeschlagen wird, daß man sich schwerlich von der Echtheit der dort zur Schau getragenen Gefühle überzeugen lassen wird. In der berühmten Rede Caesars, der die Verschworenen nicht mit dem Tode bestrafen will, fängt das Prooemium bekanntlich mit einem Demosthenes-zitat an (c. 51, 1 ~ Demosthenes 8, 1): ἔδει μέν, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τοὺς λέγοντας ἅπαντας ἐν ὑμῖν μήτε πρὸς ἔχθραν ποιεῖσθαι λόγον μηδένα μήτε πρὸς χάριν; aber Sallust, der überhaupt gern Anfänge griechischer Reden ausschreibt, daß man den Eindruck bekommt, daß er vor allem diese genauer kennt, hat in zweierlei Weise dem griechischen Vorbilde eine besondere Pointe verliehen. Von geringerer Bedeutung ist es, daß die äußere Form: *omnis homines . . . decet* vollkommen den Anfangsworten der Coniuratio selbst entspricht; auch Sallust beginnt seine Moralpredigt so: *omnis homines . . . summa ope niti decet.* Wichtiger ist die Tatsache, daß Demosthenes nur von ἔχθρα und χάρις, welche den über Staatsinteressen Beratenden fern liegen sollen, spricht; Sallust fügt noch zwei zu vermeidende Affekte, die *ira und misericordia*, und zwar mit ganz bestimmter Absicht hinzu. Wer vom Zorn beherrscht ist, wird ein zu strenges Urteil fällen: wir empfinden es, daß die Erwähnung der *ira* sich schon jetzt gegen Cato richtet, der nachher, nachdrücklicher als andere, sich für das Todesurteil einsetzen wird. Daß bewußte Absicht vorliegt, beweist die Wiederholung dieses Motives (§ 7 und 13). Besonders gegenüber dem Stoiker Cato, der seiner philosophischen Einstellung nach die Affekte meistern sollte, war der wiederholte Vorwurf, er ließe sich in seinem Urteil vom Zorn beherrschen, von ausgesprochener Schärfe.

Richtet sich also der eine Zusatz Sallusts gegen den Nachredner, so schneidet sich Caesar mit der neu hinzugefügten *misericordia*, die der Staatsredner meiden soll, ins eigene Fleisch. Während nämlich Caesar selbst glaubt, zwischen Zorn und Mitleid den richtigen Mittelweg gefunden zu haben, urteilt Cato anders und nimmt in seiner Gegenrede die *misericordia*, von der Caesar sprach, auf, richtet aber den Vorwurf der *misericordia* gegen Caesar selbst, vgl. c. 52, 11: *hic mihi quisquam mansuetudinem et misericordiam nominat*, § 27: *ne ista vobis mansuetudo et misericordia . . . in miseriam convertat* (mit Wortspiel). Daß diese Worte Catos in der Tat gegen Caesar gerichtet sind, ergibt sich mit erfreulicher Sicherheit aus der Charakteristik des letzteren, welche c. 54, 2 erfolgt: *ille mansuetudine et misericordia clarus factus*; waren es doch gerade die *mansuetudo* und *misericordia*, gegen welche Cato wütete. So hat es Sallust sofort zu Anfang beider Wechselreden durch Einschaltung zweier Substantiva in ein Demostheneszitat verstanden, Bindeglieder zu schaffen, welche das Duell zwischen Caesar und Cato beherrschen sollten. Selbstverständlich ist diese Gliederung das Werk Sallusts und hat weder Caesar noch Cato wirklich so gesprochen, wie denn überhaupt die Reden fingiert sind. Für das klassische Altertum ist das fast etwas selbstverständliches; aber es bietet doch einen gewissen Reiz zu beobachten, wie Sallust den Caesar auch sonst Bezug nehmen läßt auf Redner, die in Wahrheit erst nach ihm gesprochen haben. Sallust hat also die Rede Caesars nicht nur frei umgestaltet, sondern ihm auch bewußt solche Worte in den Mund gelegt, welche er unmöglich so oder ähnlich gesprochen haben kann, und das ist auch für die Antike nicht durchaus selbstverständlich. So wird im nächstfolgenden Absatz der Caesarrede die angebliche Milde der römischen Vorfahren den Rhodiern gegenüber als Beispiel gewählt, weil es gerade der alte Cato war, der damals in seiner berühmten Rede *pro Rhodiis* für die Schonung der Inselbewohner eingetreten war: der Wink an den Nachkommen Cato, der erst nach Caesar sprach, die gleiche Milde jetzt walten zu lassen, ist ohne weiteres durchsichtig. Aber auch die Worte c. 51, 19: *de timore supervacaneum est disserere, quom praesertim diligentia clarissumi viri consulis tanta praesidia sint in armis*, denen zufolge Silanus, da Truppen genug unter den Waffen seien, nicht aus Angst das Todesurteil befürwortet haben kann, sind von Caesar kaum gesprochen worden. Denn Cicero Cat. 4, 14: *iaciuntur enim voces quae perveniunt ad auris meas eorum qui vereri videntur ut habeam satis praesidi ad ea quae vos statueritis hodierno die transigenda. Omina et provisa et parata et constituta sunt . . . mea summa cura atque diligentia* spricht nur von Leuten, welche Angst hatten, daß aus einem etwaigen Mangel an Truppen das Todesurteil nicht ausführbar sei, und

hält ihnen entgegen, daß dazu Soldaten genug vorhanden seien. Hätte nun aber Caesar, wie es bei Sallust der Fall ist, von der genügenden militärischen Macht gesprochen, um umgekehrt auf Grund dieser Tatsache sich vielmehr gegen die Todesstrafe auszusprechen, so hätte doch Cicero, der auf die Rede Caesars § 7 ausdrücklich Bezug nimmt, (s. u.), da, wo er die Anwesenheit der Soldaten gleichfalls als Argument benutzend, zu einer Ansicht gelangt, welche der des Caesar diametral entgegengesetzt ist, auf dessen Meinung irgend wie Rücksicht nehmen müssen, zumal er doch Gerüchten (*voces quae perveniunt ad auris meas*) Rechnung trägt. Auch ist zwischen Ciceros Worten und den Äußerungen Caesars bei Sallust ein kaum zu leugnender Zusammenhang, da bei beiden die *diligentia* Ciceros hervorgehoben wird (erst dann gewinnt das gemeinsame *praesidium* Bedeutung); daß Cicero die Worte Caesars formell benutzt, aber inhaltlich nicht widerlegt haben sollte, ist unwahrscheinlich. Vielmehr hat Sallust hier, wie sonst, eine Rede Ciceros verwendet, das Lob, das Cicero dort sich selbst zollt, aus schon früher angeführten Gründen übernommen, aber das Ciceronianische Motiv, die Anwesenheit einer genügenden Zahl von Truppen, von Caesar zu Schlußfolgerungen benutzen lassen, welche zu der Auffassung Ciceros im schärfsten Gegensatz stehen. Wir empfinden auch hier wieder das Raffinement Sallusts. — Während hier Caesar in der Hauptsache Worte spricht, welche er entweder nicht vorgetragen hat oder nicht vorgetragen haben kann, hat Sallust andererseits wenigstens ein Hauptargument Caesars übernommen, das dieser wirklich gegen die Todesstrafe aussprach, nämlich die Worte (§ 20): *in luctu atque miseriis mortem aerumnarum requiem, non cruciatum esse; eam cuncta mortalium mala dissolvere; ultra neque curae neque gaudio locum esse.* Cicero Cat. 4, 7 erwähnt ausdrücklich diese Argumentierung Caesars. Sallust hat also in raffinierter Weise nicht die ganze Rede Caesars ersonnen, sondern in einem, nicht unwesentlichen Punkte entspricht sie der historischen Wahrheit. Auch ist leicht zu erkennen, warum Sallust gerade diesen Satz aus der wirklichen Rede übernahm. Erstens hatte auch Cicero diese Worte Caesars berücksichtigt, ferner entsprachen sie der epikureischen Lehre,[1]) daß es nach dem Tode keine weitere Existenz mehr gebe, einer Lehre, welche besonders zur Zeit der Rede Caesars durch das in der Entstehung begriffene Lehrgedicht des Lucrez aktuell war; Cato der Stoiker war selbstverständlich ganz anderer Ansicht und Sallust hatte so die willkommenste Gelegenheit, die metaphysisch bedeutungsvollen Worte Caesars von seinem Antipoden Cato noch einmal, nicht ohne eine gewisse Ironie, vorbringen

1) Cicero a. a. O.: *alter intellegit mortem a dis immortalibus non esse supplicii causa constitutam* ändert von sich aus.

zu lassen und so das Duell zwischen beiden Gegnern auszugestalten (c. 52, 13). Das erreicht Sallust auch noch auf anderem Wege. In seinem Endurteil setzt sich Caesar dafür ein, daß die ertappten Verschworenen nach der Konfiszierung ihres Vermögens gefesselt in den verschiedenen Munizipien Italiens gefangen gehalten werden sollen; kein Römer soll später in bezug auf sie eine Änderung der Strafe beantragen, weder im Senat noch beim Volk. Auch schlägt Caesar bei Sallust als Aufenthaltsort für die Gefangenen die mächtigsten Munizipien vor, *quae maxume opibus valent*, geht also ziemlich auf Einzelheiten ein, unterläßt es aber, den Munizipien eine schwere Strafe androhen zu lassen, falls einer der Verschworenen entfliehen sollte; davon lesen wir aber bei Cicero (Cat. 4, 8) und Cassius Dio (37, 36, 2) und an der Richtigkeit dieser Überlieferung ist kein Zweifel gestattet. Die Bestimmung fehlt zwar auch bei Plutarch (Caes. 7, Cic. 21), aber dessen Angaben sind hier überhaupt kurz und ungenau. Dagegen gibt Sallust das Urteil Caesars im übrigen genau wieder und wenn nur diese Einzelheit fehlt, so kann die Auslassung dem Charakter Sallusts entsprechend sehr wohl eine bewußte sein. Es ist auch zu beachten, daß Cato in seiner Gegenrede auf den Strafantrag Caesars Bezug nimmt (c. 52, 14ff.) und ihn bekämpft. Caesar will die Verurteilten in den Munizipien unterbringen, als ob es nur in Rom und nicht auch in ganz Italien Verbrecher gäbe und als ob nicht die Dreistigkeit dort mehr vermöge, wo weniger Hilfsmittel zur Abwehr vorhanden sind. Es ist klar, daß die Worte *ubi ad defendundum opes minores sunt* eine Antwort sind auf Caesars Worte *per municipia, quae maxume opibus valent* (51, 43); Cato deutet an, daß es mächtige Munizipien mit militärischen Hilfsmitteln, von denen Caesar redete, überhaupt nicht gebe. Auch § 26 liegt in Catos Worten *armatos dimittatis*, nämlich die Verschworenen, eine Polemik gegen Caesars Strafantrag (§ 43) vor, der so eingeleitet wird: *placet igitur eos dimitti et augeri exercitum Catilinae? minime*: das *dimittere*, die Staatsverbrecher entkommen lassen, das Caesar weit von sich weist, wird ihm von Cato wieder vorgehalten. Diese Argumente konnte aber Cato dann noch leichter gegen Caesar vorbringen, wenn dieser nicht von eventuellen Strafmaßnahmen gegen die Munizipien gesprochen hätte; denn diese Androhung hätte die Gefahren in der Provinz doch wesentlich mildern können, da bei geringen Hilfsmitteln die Wachsamkeit der Munizipien sich gesteigert hätte. Es ist also sehr wohl möglich, daß Sallust die Strafandrohungen gegen die Munizipien in Caesars Strafantrag fallen ließ, um auch in diesem Punkte die Polemik Catos ausdrucksvoll gestalten zu können.

Die Catorede ist gleichfalls in der Hauptsache erst von Sallust entworfen. Wie der erste Satz der Caesarrede, ist auch der Anfang der Worte

Catos einem Prooemium des Demosthenes, der dritten Olynthischen Rede, entnommen: οὐχὶ ταὐτὰ παρίσταταί μοι γιγνώσκειν ... ὅταν τε εἰς τὰ πράγματα ἀποβλέψω καὶ ὅταν πρὸς τοὺς λόγους, οὓς ἀκούω *longe alia mihi mens est ... quum res atque pericula considero et quom sententias nonnullorum ipse mecum reputo.* Aber auch hier ist hervorzuheben, was die Kommentare nicht berücksichtigen, daß Sallust das einfache Demosthenische πράγματα zu *res atque pericula* erweitert hat. Es kommt Cato besonders darauf an, die durch Milde heraufbeschworenen Gefahren ins Licht zu rücken; vgl. § 15, 28, 36 (*quum ... respublica in maxuma pericula venerit*); darum wird schon zu Anfang das Demostheneszitat durch den Zusatz *atque pericula* abgeändert und so die Bedeutung des Einschubs ganz besonders betont. — Es ist nun aber von Wichtigkeit, daß auch in der Rede Catos wenigstens ein bedeutungsvoller Satz steht, der, wie wir wissen, so oder wenigstens ähnlich, von Cato gesprochen worden ist. Es ist die Anspielung auf Caesars Schuld an der Verschwörung § 16: *si in tanto omnium metu solus non timet, eo magis refert me mihi atque vobis timere,* welche auch nach Plut. Cic. 21 u. a. Cato seinem Gegner vorgehalten hat. Wir erkennen, wie in der Rede Caesars, so auch in der Catos eine Mischung von Wahrheit und Dichtung. Sallust verschleiert seine freie Erfindung wenigstens einigermaßen durch gelegentliche Entlehnungen aus den gehaltenen Reden. Und auch in diesem Falle war die Wahl der Entlehnung keineswegs eine zufällige. Daß Cato seinen Feind in seiner Rede angegriffen und ihm seine Beteiligung an der Verschwörung vorgehalten hatte, wußte ein jeder. Hätte nun aber Sallust da, wo er aus künstlerischen Gründen Caesar und Cato gegenüberstellte, diese Beschuldigung durch Cato unterdrückt, so wäre die Parteinahme für Caesar offensichtlich gewesen. Sallust kann sich am Schlusse seines Werkes wieder mit dem Schimmer der so oft vorgetäuschten Objektivität umgeben; diese war für seine eigentliche Tendenz um so ungefährlicher, als er die Unschuld Caesars im vorhergehenden zur Genüge, meistens durch Verschweigen, dargelegt hatte und ihm nachher (c. 53 f.) ein Ehrendenkmal ersten Ranges setzt.

Ein Schriftsteller wie Sallust ist zu selbständig, als daß er dauernd einer Vorlage folgen könnte; sogar innerhalb der kleinsten Abschnitte wechselt das Vorbild. Es ist heutzutage eine weitverbreitete Sitte geworden, die Prooemien Sallusts ohne weiteres in der Hauptsache auf Poseidonios zurückzuführen, besonders seitdem Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte und Wagner, Leipziger Dissertation des Jahres 1910, sich dahin ausgesprochen haben. Aber auch hier heißt es aufpassen, und einige Einschränkungen gegenüber Wagner hat schon Gerhäußer in seiner Heidelberger

Dissertation (1912) über den Protreptikos des Poseidonios gemacht. Gewiß begegnen bei Sallust philosophische Gedanken, welche so auch bei Seneca, Galen und in solchen Ciceronianischen Schriften vorkommen, die hauptsächlich auf Poseidonios fußen. Aber es sind meistens einzelne Gedankensplitter, welche sich gelegentlich auch schon früher nachweisen lassen: die bekannten Worte *animi imperio, corporis servitio magis utimur* (c. 1, 2) stehen ähnlich schon bei Plato Phaed. 80. Nach Poseidonios kann die Tugend den Menschen Ruhm, aber keinen ewigen Ruhm verleihen; Sallust Bell. Iug. c. 1, 5 bringt den Gedanken in der angegebenen gesteigerten Form: *ubi pro mortalibus gloria aeterni fierent.* Wir werden also gut tun, von vereinzeltem poseidonischen Gute zu reden, das bei Sallust hier und dort noch durchschimmert. Am deutlichsten zeigt Cat. c. 3, wie auch hier sehr verschiedenartige Bruchstücke nebeneinander liegen. Der Gedanke, daß es schön sei, dem Staate Wohltaten zu erweisen, findet sich auch bei Poseidonios, braucht aber in dieser allgemeinen Form nicht direkt aus ihm entnommen zu sein. Den anderen Tätigkeiten wird die noch schwierigere Aufgabe des Geschichtsschreibers gegenübergestellt; die Worte *facta dictis exaequanda sunt* sind wohl aus Isocrates (4, 13) entlehnt, der auch sonst benutzt ist; die anschließende Behauptung, daß die Leser das Lob historischer Helden nur so lange gerne als berechtigt anerkennen, als sie ähnliche Taten auch sich selbst zutrauen, dagegen als ersonnen betrachten, was darüber hinausgeht, stammt bekanntlich aus Thukydides 2, 35, 2. Aber auch hier ist wieder die Vorlage geändert, indem Sallust auch den entgegengesetzten Gedanken bringt, „was aber der Historiker als Verbrechen tadelt, das ist nach Ansicht vieler Leser aus Übelwollen und Neid gesagt." Nicht nur des rhetorischen Gegensatzes wegen hat Sallust, wie behauptet worden ist, diese Worte geschrieben, sondern auch weil er selbst Verbrechen schildern will, die Verbrechen der aus der Nobilität stammenden Genossen Catilinas, und später die Fehltritte der römischen Nobiles im bellum Iugurthinum. So hat der Einschub Sallusts, was die Kommentare übergehen, einen praktischen Zweck und es ist wiederum ein echt Sallustianischer Zug, wenn wir mitten unter philosophischen und theoretischen Betrachtungen diesen finsteren Gedanken lesen, der uns schon jetzt für die Catilinarische Verschwörung und weit darüber hinaus ahnen läßt, mit welcher Geißel des Hasses Sallust seine politischen Gegner, die Nobiles, verfolgen wird. — Auch dort, wo man am ehesten glaubt, rein ethische Betrachtungen vor sich zu haben, ist bei näherem Zusehen die Wahrheit des öfteren zu kurz gekommen. Zunächst wirkt die Beschreibung des ältesten Rom und seiner Tugenden (c. 6 ff.), welche zu der späteren Korruption das wirkungs-

volle Gegenstück bilden soll, erhebend auf unser Gemüt, z. B. der Satz c. 7,5: *at Romani domi militiaeque intenti ... libertatem patriam parentesque armis tegere. post ubi pericula virtute propulerant, sociis atque amicis auxilia portabant, magisque dandis quam accipiundis beneficiis amicitias parabant.* Aber wieder gedämpft wird unser gehobenes Gefühl durch die direkte Lüge c. 9, 2: *cives cum civibus de virtute certabant,* Worte, welche die innere Einigkeit verherrlichen sollen und an den ewigen Standeskämpfen im alten Rom vorbeigehen, als hätte es nie dergleichen gegeben. Im übrigen arbeitet hier Sallust zur Verherrlichung der Vergangenheit Roms des öfteren mit schon überkommenen rhetorischen Pointen. Da das meiste in den Kommentaren fehlt, sei einiges erwähnt. Der unglaublich rasche Aufstieg Roms, welcher c. 7, 3: *sed civitas incredibile memoratu est adepta libertate, quantum brevi creverit* hervorgehoben wird — vgl. auch c. 6, 2 — ist ein damals in Lobreden auf Rom übliches Motiv gewesen; vgl. Diod. 37, 2; Liv. I 9, 9 *mirantur* (Sabini) *tam brevi rem Romanam crevisse*; Dion. 2, 32, 2.[1]) — Ebenso verbreitet war der Gedanke, daß durch Einigkeit die zur Zeit des Romulus zerstreute Menge zu einem geordneten Staat geworden sei (c. 6, 2). Die *concordia*, die Einigkeit in Innern, wird am höchsten geschätzt und am meisten verherrlicht zu Zeiten, wo sie fehlt. So auch bei den Römern. Zur Zeit Caesars, der auch selbst der Concordia einen Tempel errichtete, wurde das rasche Aufblühen Roms, dessen Vergangenheit man sich in bösen Zeiten am hellsten ausmalte, vor allem der Einträchtigkeit zugeschrieben; so heißt es in der Tendenzschrift aus der Zeit Caesars, welche der Gründungsgeschichte Roms bei Dionys von Halikarnassos — vgl. Pohlenz Hermes 1924 — zugrunde liegt (2, 3, 4): ἐν δὲ ταῖς ἐμφυλίοις ταραχαῖς τὴν τῶν πολιτευομένων ὁμοφροσύνην (sc. εἶναι τὰ ποιοῦντα μεγάλας ἐκ μικρῶν τὰς πόλεις); die Worte sind Romulus selbst in den Mund gelegt, vgl. noch c. 11, 2: οὕτω δὲ ἄρα βέβαιος ἦν ἡ Ῥωμαίων ὁμόνοια, und Liv. 1, 11, 2. Sallust hat also einen zu seiner Zeit weit verbreiteten τόπος angewandt, der übrigens griechisch orientiert war; denn vor allem im vierten Jahrhundert war nach griechischer Auffassung die ὁμόνοια neben der ἀνδρεία Grundlage für die staatliche Freiheit und Macht.[2]) Auch die Tapferkeit der alten Römer hebt Sallust selbstverständlich hervor; mit geringen Truppen haben sie große Heere der Feinde geschlagen (c. 7, 7 [53, 3]), und wenn sofort darauf der gleichfalls häufig wiederkehrende[3]), seit Cato geläufige rhetorische τόπος folgt, daß im Gegensatz zu den Römern die Athener es verstanden haben ihre Helden, manchmal etwas übertrieben, zu feiern, so scheinen Sallust bei

1) Vgl. Gernentz, laudes Romae, diss. Rostock 1918.
2) Vgl. Kramer, quid valeat ὁμόνοια in litteris graecis, diss. Göttingen 1915.
3) Vgl. Norden, Neue Jahrb. 1925, 45.

seiner Erwähnung der Siege weniger Römer über viel zahlreichere Feinde die Athener vorgeschwebt zu haben, welche seit den Perserkriegen das gleiche für sich in Anspruch nahmen. Ähnliches gilt auch für die c. 6, 3 f. gebotene Darstellung, der zufolge die Römer durch das rasche Wachstum ihres Besitzes den Neid der Nachbarn erregten, und die umwohnenden Völker, durch diesen Neid veranlaßt, den Krieg mit ihnen anfingen; das gleiche sagt Plato Menex. 242 A in bezug auf die Athener. So versteht man es, wenn auch bei Livius in den ältesten Kriegen die Römer meistens als die Angegriffenen, nicht als die Angreifer genannt werden. — Wir lernen hier Sallust wieder von einer anderen Seite kennen; durch Verwendung von Unwahrheiten und tralatizischen Motiven wird eine Kontrastwirkung der besonnten Vergangenheit und der dunkelen Gegenwart erreicht; es gelingt ihm auf diese Weise eine Darstellung zu bieten, deren ethischer Gehalt nur für den, der genauer zusieht, an Wert verliert.

* * *

Sallust gehört zur demokratischen Partei, d. h. zur Opposition gegen den Senat. Dahin gehörten starke kapitalistische Kreise; ein Wohlwollen den großen Massen gegenüber darf man bei ihnen nicht ohne weiteres voraussetzen. Auch Sallust äußert sich mit Widerwillen über das *vulgus*, das sich verständnislos bald hierhin bald dorthin treiben läßt. Diese demokratische Neigung Sallusts ist sicherlich ursprünglich echt gewesen. Sallust, aus dem Sabinischen Amiternum stammend, wird in seiner Jugend wirklich sittliche Entrüstung über die verkommenen Nobiles empfunden haben, wie auch andere Sabiner, z. B. Sertorius, dem Sallust später ein Denkmal setzt, ähnlich empfanden. Die Sabiner galten zur Zeit, als in Rom schon Luxus und Sittenverderbnis herrschten, als fromm und sittenstreng, als tapfer und kräftig. Properz und Horaz, Cicero und Livius sprechen von den *duri, rigidi, severissimi Sabini;* Livius nennt ihre *disciplina taetrica ac tristis* und dem Charakter der Berggipfel *mons Severus* und *rupes Tetrica* entsprach die Art der Bevölkerung jenes Landes.[1]) Nach Rom gekommen werden die streng erzogenen, jungen Sabiner für die dortigen Adligen wenig übrig gehabt haben; aber mag auch die Abneigung Sallusts gegen die *nobiles* zuerst idealistischen Grundsätzen entsprungen sein, so sehen wir doch bald darauf Sallust selbst in die Fehler und Sünden verstrickt, über welche er zürnt. Die *avaritia* und *ambitio*, gegen die er ankämpft, sind bald die charakteristischen Eigenschaften seiner eigenen Persönlichkeit geworden, und an

1) Vgl. jetzt Schulten, Sertorius (1926), Einleitung.

die Stelle der Sabinischen Harmlosigkeit ist ein Raffinement getreten, das ihn auch später in seinen Schriften gegen die Untugenden wüten läßt, denen er längst verfallen war und die er auch nach Caesars Tod, als nur Zwang ihn von Staatsgeschäften abhielt und ihm seine Reichtümer ein bequemes Leben ermöglichten, nicht wirklich im Inneren seines Herzens besiegte. Aber der alte Haß gegen die Nobiles als Partei war, wenn auch nicht mehr aus idealistischen Gründen, vorhanden, und in seinem Kampf gegen sie sind ihm alle Mittel recht, wenn es nur gelingt dem verhaßten Gegner den Todesstoß zu versetzen. Dies war nun aber im Bellum Iugurthinum viel leichter zu erreichen als in der Coniuratio. Denn in der Verschwörung sind es die Feinde der Nobiles, welche den Staat zugrunde richten wollen; ihr verbrecherisches Treiben zu schildern ist hier die Hauptaufgabe Sallusts. Aber die Führer der Verschworenen selbst stammen aus den gleichen Kreisen, und so ist es Sallust dennoch möglich für die Entstehung der Putschversuche gegen den Senat und Staat die Nobiles verantwortlich zu machen. Daher wird in den Anfangsworten der Charakteristik Catilinas (c. 5, 1): *L. Catilina nobili genere natus* jene Herkunft noch besonders unterstrichen, auch von Cn. Piso, Curio und Fulvia wird die Zugehörigkeit zur Nobilität oder ihre gute Herkunft mit bewußter Absicht hervorgehoben; und Cato wird c. 52, 24 der Satz in den Mund gelegt: *coniuravere nobilissimi cives patriam incendere . . . dux hostium cum exercitu supra caput est.* Nach Sallust konnte ein Verbrecher wie Catilina nur aus der völlig verlotterten Oligarchie stammen; und dieser wieder wäre nie zu seinen ruchlosen Taten geschritten, wenn nicht das verfehlte Regiment eines Sulla vorangegangen wäre (cc. 5, 16, 21). — Noch bequemer wurde, wie gesagt, Sallust die Anfeindung der Adligen im bellum Iugurthinum. Daß im Kriege gegen Jugurtha die aus der Nobilität hervorgegangenen Führer den Bestechungsversuchen des Numidiers gelegentlich unterlegen sind, ist nicht zu bezweifeln; und mit Recht schildern die modernen Historiker, z. B. Niese-Hohl, die damaligen Kriegsereignisse in der Hauptsache nach Sallust, von dem allein eine fortlaufende Darstellung uns erhalten ist. Sallust hatte in der Tat die schönste Gelegenheit den Adligen ihr Sündenregister vorzuhalten, ohne von der historischen Wahrheit abzuweichen. Dennoch hat er auch hier in Einzelheiten übertrieben. Zweimal versteht es Sallust den römischen Nobiles die Verantwortung für den Ausbruch des ganzen Krieges aufzubürden, der in Wahrheit durch die Kämpfe des gewissenlosen Jugurtha mit seinen Vettern, Adherbal und Hiempsal, heraufbeschworen wurde. Es sollen nämlich nach Sallust, als Jugurtha im Heere Scipios vor Numantia diente und sich vortrefflich bewährte, die *nobiles* gewesen sein, welche ihn anspornten, nach der Rückkehr in die

Heimat den Pflegevater Micipsa zu töten und so die Herrschaft über Numidien an sich zu reißen[1]) (c. 8, 1). Um diese Insinuation gegen die Nobiles, welche sicher unhistorisch ist, durchzuführen, sieht sich Sallust genötigt Jugurthas Charakter nicht einheitlich darzustellen, sondern ihn zunächst als ein vorbildliches Muster zu schildern, der wie der jüngere Kyros Xenophons die gleichaltrigen Jünglinge in jeder Beziehung übertrifft und sich überall, in Numidien wie vor Numantia, bei den Römern beliebt zu machen versteht. Erst nach Numantia wird es anders, und nun brechen seine verräterischen Absichten gegen die Verwandten hervor. Sallust hat den Jugurtha nicht völlig gleichmäßig geschildert, wenigstens seine Jugend in einem idealistischen Bilde vorgeführt, nur damit die Nobiles als erste den Gedanken an ein verbrecherisches Vorgehen in ihm wecken. Aber auch in diesem Falle stellt Sallust dem Treiben der Nobiles das edle Benehmen des gleichfalls der Nobilität angehörenden P. Scipio gegenüber, um unter dem Scheine der Objektivität die Anklage gegen seine Gegner um so sicherer durchzuführen und zugleich in Antithesen Licht und Schatten nebeneinanderzustellen. Scipio gibt Jugurtha den Rat bei seinem bisherigen tadellosen Benehmen zu beharren; dann seien ihm die Herrschaft in Numidien und der Ruhm sicher; wolle er aber durch Bestechungen das Ziel eher erreichen, so werde er sicherlich zugrunde gehen. Diese Worte, welche den Stempel des *oraculum ex eventu* an sich tragen, können schon deshalb nicht historisch sein, weil weder Scipio noch Jugurtha damals vor der Adoption Jugurthas glauben konnten, daß dem Neffen Micipsas, der selbst zwei Söhne hatte, ein Numidisches Reich auf ehrlichem Wege zufallen könnte. — Genau die gleiche Beschuldigung gegen die Nobiles bringt Sallust noch einmal später vor.

Nach den ersten Kämpfen zwischen Adherbal und Jugurtha hatte der Senat auf die Bitten Adherbals hin durch eine Gesandtschaft von zehn Männern Numidien unter beide Prätendenten verteilen lassen. Nach Sallust bekam Jugurtha den wertvolleren Westen deshalb, weil er die Legaten bestach (c. 16, 5f.). Jugurtha, so geht es c. 20, 1 weiter, fand durch die Praxis bestätigt, was ihm die Freunde vor Numantia gesagt hatten, daß nämlich alles in Rom feil sei. Auch jetzt wird er nach Sallust durch die Versprechungen der adligen Gesandten zu weiteren Verbrechen angespornt, um das Reich Adherbals zu erobern; die Worte *pollicitationibus accensus* entsprechen nach Sallusts Technik genau dem, was über das Treiben der Nobiles vor Numantia gesagt war: *Iugurthae non mediocrem animum pollicitando accendebant.* Die Gleichheit des Aus-

1) Vgl. Laukner, die künstlerischen und politischen Ziele der MonographieSallusts über den Jugurthinischen Krieg. Diss. Leipzig 1911, 2.

druckes deutet an, daß noch einmal die Schuld am Ausbruch des Numidischen Krieges den Adligen Roms aufgebürdet werden soll. Daß eine römische Gesandtschaft als solche, die auf Grund des *divide et impera* ein Interesse an der Teilung Numidiens hatte, den Jugurtha zur Niedermetzelung Adherbals angeregt haben sollte, ist äußerst unwahrscheinlich und sicherlich wie die angeblichen Geschehnisse vor Numantia, von denen kaum ein späterer Historiker etwas hätte wissen können, — *secreto monuit* heißt es c. 8, 2 bezeichnenderweise von Scipio —, von Sallust aus Feindschaft gegen die Nobilität ersonnen. Es kommt hinzu, daß die Tätigkeit der römischen Gesandten nach Livius (Periocha 62), wo es außerdem heißt: *is (Adherbal) a senatu restitutus est*), im Jahre 117 oder spätestens 116 stattfand, dagegen der Angriff Jugurthas nach Livius (Periocha 64) erst im Jahre 112.[1] Es hat also die Zehnerkommission, welche 112 längst aufgelöst war, kaum einen direkten Einfluß auf Jugurtha ausüben können, wie Sallust behauptet. — Auch die nach dem ersten Übergriff Jugurthas vom Senat getroffenen Maßnahmen werden mit einer Ironie geschildert, welche in gewisser Beziehung meisterhaft ist, aber dennoch den Tatsachen nicht ganz gerecht wird. Es werden vom Senate nur drei Jünglinge (*adulescentes* c. 21, 4), nicht, wie man erwarten sollte, reife, überlegene Männer geschickt; und die feierliche Form, in der der ihnen gegebene Auftrag mitgeteilt wird — *senatus populique Romani verbis nuntient velle et censere eos ab armis discedere* —, steht in berechnetem Gegensatz zu dem geringen Resultate der ungenügenden Expedition: *Adherbalis appellandi copia non fuit* (c. 22, 5); die Wörter stehen nach einer Technik, welche dann so oft bei Tacitus begegnet, vielbedeutend am Ende eines Abschnittes. Was es für die Römer heißt, wenn eine staatliche Kommission, die unparteiisch sein sollte, nur die eine Seite anhört, zeigt uns schon das *audiatur et altera pars*, zeigt auch der bittere Vorwurf, den Seneca in seiner Satire dem Claudius (c. 12, 3 *una tantum parte audita*) macht; auch die Schilderung Sallusts hat etwas satirisches. Nach den vergeblichen Verhandlungen der Gesandten und erneuter Bedrängung Adherbals durch Jugurtha werden M. Aemilius Scaurus und andere, ältere und angesehene Männer zu Jugurtha, den Adherbal in Cirta belagerte, geschickt: *tametsi senati verbis graves minae nuntiabantur, quod ab oppugnatione non desisteret, multa tamen oratione consumpta legati frustra discessere* (c. 25, 11, auch hier stehen die letzten bedeutungsvollen Worte wieder am Schluß eines Abschnittes); in diesen hämischen Worten wird das wiederum resultatlose Auftreten auch dieser Gesandten zusammengefaßt. Und wenn nach ihrem Abzug die Italiker, welche Cirta verteidi-

1) Vgl. Bosselaar, Quomodo Sallustius historiam belli Jugurthini conscripserit, diss. Utrecht 1915, p. 118.

gen, dem Adherbal raten, sich und die Stadt dem Jugurtha, falls dieser ihm das Leben lasse, auszuliefern, und sie diesen Rat mit dem Urteil begründen: *de ceteris senatui curae fore*, so hören wir angesichts der bald erfolgten Abschlachtung Adherbals und des lauen Auftretens der Senatoren auch aus diesen Worten die schneidende Ironie heraus. Aber historisch objektiv kann diese Schilderung der Tatsachen nicht sein; konnte doch die zweite Gesandtschaft kaum etwas anderes machen als die *graves minae* aussprechen, welche Sallust erwähnt; über gewaltsame Mittel verfügte sie nicht. Und diese im Auftrage des Senates gesprochenen *graves minae* mußten unbedingt eine Androhung der Kriegserklärung enthalten, falls Jugurtha sein Treiben nicht einstellte. Daraus ergibt sich, daß die Worte *legati frustra discessere*, welche eine rhetorische Pointe enthalten, der Gesandtschaft nicht ganz Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß auch die folgende Schilderung (c. 27, 1 ff.), wonach nur das kräftige Auftreten des Tribunen C. Memmius den bisher schwankenden Senat zur Kriegserklärung bewegen konnte, mindestens tendenziös gefärbt ist.

Wir könnten hiermit die Betrachtung der Vorgeschichte des Jugurthinischen Krieges schließen, wenn nicht jene Pointe *legati frustra discessere* auch in den wenigen Fragmenten, welche uns über diesen Krieg bei Diodor erhalten sind, wiederkehrte: καὶ τούτων ἀπράκτων ἐπανελθόντων (34, 31). Da die Worte so echt sallustisches Gepräge tragen, möchte man auf den ersten Blick zu der Annahme neigen, Diodor habe hier und vielleicht auch sonst (ἔπεμψε πρέσβεις . . . οὐ προσέχοντος δὲ Ἰογόρθα πάλιν ἑτέρους ἔπεμψαν ἀξίωμα μεῖζον ἔχοντας) den Sallust benutzt. Diese Ansicht wäre sicher richtig, wenn, wie Lauckner und andere, aber mit Unrecht, glauben, Diodor auch in diesen Abschnitten den Poseidonios benutzt hätte und wie dieser oligarchisch eingestellt wäre; dann müßte diese einzelne abweichende Verspottung der Nobiles in der Tat aus Sallust stammen. Es ist auffällig, wie wenig bisher die zerstreuten Nachrichten über den Jugurthinischen Krieg ihrem inneren Charakter nach geprüft worden sind. So sagt z. B. Lenschau in Pauly-Wissowas Realencyclopaedie s. v. Jugurtha „es scheint, daß alle Quellen einer und derselben Erzählung entstammen". Prüfen wir aber die Nachrichten genauer, so ergibt sich, daß Cassius Dio (frg. 89, 2 Boiss.) einen ausgesprochen Marius feindlichen Standpunkt einnimmt, den er vielleicht in letzter Linie von Rutilius Rufus, dem persönlichen Feind des Marius (Plut. Mar. 28, 5) übernommen hat. Während Plutarch mehr objektiv zu sein sich anstrebt und einerseits die Energie und Talente des Marius als Militär lobt, andererseits sein ungebührliches Benehmen tadelt, steht Appian anscheinend mehr auf demokratischer Seite, soweit die wenigen Fragmente der Νομαδική ein Urteil erlauben, welche den schlechten Ruf,

in dem Metellus wegen seiner Grausamkeit und wegen der Langsamkeit seiner Kriegsführung stand, hervorheben. Am deutlichsten tritt aber der demokratische Standpunkt bei Diodor hervor, wie vor allem frg. 31, 38 deutlich macht: „Marius, einer der Legaten, wurde vom Feldherrn Metellus vernachlässigt; die anderen fanden wegen ihrer Würden und edlen Herkunft beim Feldherrn eine herzliche Aufnahme ... aber die anderen (die Adligen) drückten sich um die schweren Mühen des Krieges und lebten lieber ein bequemes und leichtsinniges Leben; Marius dagegen wurde oft als Führer in gefahrvolle Kämpfe geschickt und erntete dafür nur Unehre ... aber er erwarb sich große Erfahrung auf dem Gebiete der Kriegsführung ... und ... Ruhm wegen seiner Tapferkeit ... und da er mit den Soldaten freundlich umging ... erwarb er sich das Wohlwollen der Armee. Wenn sie unter ihm kämpften, waren die Soldaten tapfer, indem sie sozusagen den Dank für seine Wohltaten abstatteten. Wenn dagegen ein anderer führte, waren die Soldaten feige auch in den ernsteten Situationen. So wurden die Römer unter anderer Führung meistens besiegt, während sie unter Marius siegten." Aus diesem uneingeschränkten Lob des Marius und der zuweit gehenden Herabsetzung der Nobiles erkennen wir deutlich den demokratischen oder antioligarchischen Standpunkt; vgl. noch frg. 35a 'ohne daß jemand es verhinderte, wurde Jugurtha König'. Diese Feststellung kann nun auch für die Beurteilung Sallusts von Wichtigkeit sein. Hat Diodor eine demokratische Vorlage benutzt, so kann auch die mit Sallust völlig übereinstimmende Bemerkung über die Legaten aus einer gemeinsamen Quelle stammen; dann aber müssen wir damit rechnen, daß Sallust auch andere beißende Verhöhnungen der Oligarchie nicht selbst ersonnen, sondern übernommen hat; die Originalität Sallusts würde dann in einem anderen Lichte erscheinen. In der Tat weist einiges daraufhin, daß Diodor und Sallust aus demselben Gewährsmann schöpfen, wenn auch leider wegen der Kürze der Fragmente Diodors Sicherheit nicht erreicht werden kann. Es ist nämlich zu beachten, daß zwischen Sallust und Diodor erhebliche Unterschiede vorhanden sind; bei Sallust flieht Adherbal ohne jeden wirklichen ernsten Kampf nach Eroberung seines Lagers durch Jugurtha während der Nacht nach Cirta, bei Diodor besiegt ihn Jugurtha in einer Schlacht und tötet viele Numidier. Bei Sallust schickt Adherbal schon vor der Einnahme seines Lagers *(ante proelium* heißt es nicht ganz richtig c. 21, 3) Gesandte nach Rom, bei Diodor erst, nachdem er in Cirta eingeschlossen ist. Beide Abweichungen hängen unter sich zusammen: bei Sallust ist Adherbal viel mürber und tatenloser als bei Diodor. Das ist bei Sallust wieder bewußte Absicht, da er seiner Gewohnheit gemäß dem tatenfrohen Schurken Jugurtha den

furchtsamen, unkriegerischen Adherbal mit wirkungsvollen Antithesen gegenüberstellt, vgl. c. 20, 2: *ipse acer, bellicosus, at is quem petebat quietus, imbellis . . metuens magis quam metuendus.* Auch hat sich Adherbal entschlossen, eher alles zu dulden als den Krieg zu führen, nachdem der früher versuchte nicht gelungen war (c. 20, 5); und wenn zweimal nach der Schilderung der stürmischen Taten Jugurthas fortgefahren wird mit einem *Adherbal ubi intellegit* (c. 21, 1; 23, 2: *omnis suas fortunas in extremo sitas*), so soll wohl auch darin der Gegensatz zwischen beiden Charaktern zum Ausdruck gebracht werden. Überhaupt ist die Zeichnung Adherbals beachtenswert; es ist ein tragischer[1]) Zug (wie auch sonst für das Bellum Iugurthinum, mehr als für die Coniuratio, tragische Momente charakteristisch sind, so daß man in der Hinsicht von einer Entwicklung des sonst von Anfang an reifen Schriftstellers sprechen könnte), wenn Adherbal in seiner Rede vor dem Senat (c. 14, 15) von den Unglücklichen erzählt, welche Jugurtha ans Kreuz geschlagen und den wilden Bestien vorgeworfen habe, und wenn er in seinem Briefe an den Senat durch eindringliche Bitten die körperlichen Martern abzuwenden versucht (c. 24, 10: *cruciatus corporis deprecor*), welche er dann bald darauf wirklich erleidet, c. 26, 3: *Adherbalem excruciatum necat.* — Sallust hat der Gestalt Adherbals einen besonderen Stempel aufgedrückt und die oben erwähnten Abweichungen von Diodor sind durch eben jene Tendenz Sallusts zu erklären. Hätte nun aber Diodor den Sallust direkt benutzt, so würden wir eher auch in diesen Punkten Übereinstimmung zwischen beiden Historikern erwarten; daß Diodor nur die Pointe καὶ τούτων ἀπράκτων ἐπανελθόντων aus Sallust übernahm und seinen anderen Hauptvorlagen einverleibte, ist unwahrscheinlich. Es ist also eher eine gemeinsame Vorlage anzunehmen; in ihr stand wohl auch die sowohl von Diodor wie Sallust (c. 24, 3) erwähnte Berufung[2]) Adherbals auf seinen Ehrentitel *socius et amicus populi Romani*, welche angesichts des baldigen Schicksals des Fürsten, welches die Römer verschuldeten, wiederum fast tragisch wirkt. Ebenso kann die zweimalige Bezeichnung Adherbals als Bruder Jugurthas, wie sie bei Diodor steht, der Quelle entnommen sein; besonders an der zweiten Stelle „und den Bruder, der mit den Zweigen der Schutzflehenden aus der Stadt kam . . . und um sein Leben bat, schlachtete er ab" klingt die Bezeichnung ἀδελφός sehr tragisch-ironisch; auch bei Sallust (c. 10, 4) haben die Worte Micipsas, der auf dem Sterbebett den Frieden zwischen Jugurtha und den anderen für immer zu sichern versucht *„quis autem amicior quam frater fratri"* etwas Tragisches. — Anscheinend hat schon vor Sallust, aber wohl nach Sulla, ein Demo-

1) Tragisch in anderem Sinne gebraucht als in der Einleitung dieses Vortrages.
2) Daß sie bei Sallust im zweiten Briefe Adherbals steht, verschlägt nichts.

krat eine Darstellung des Jugurthinischen Krieges verfaßt, in der auch ein ironischer Ton und Seitenhiebe gegen die Nobiles nicht fehlten. Aber wir haben auch wieder durch den Vergleich mit Diodor erkannt, daß die Hauptdarstellung Sallusts dessen ureigenstes Werk ist. Daß er aus einer ihm innerlich verwandten Vorlage einige ironischen Bemerkungen gegen seine geschworenen Feinde übernahm, wird ihm keiner verdenken, und die große Originalität, welche wir bisher an Sallust bewunderten, wird durch die gemachten Beobachtungen keineswegs in Frage gestellt.

Auch in der Schilderung des Jugurthinischen Krieges selbst werden die adligen Führer noch schlechter dargestellt als sie in Wirklichkeit gewesen sind. Der erste Konsul, der gegen Jugurtha Krieg führte, war L. Calpurnius Bestia, zu dessen Legaten der viel geschmähte, aber auch viel bewunderte Aemilius Scaurus gehörte. In meisterhafter Weise versteht es Sallust zu Anfang der Expedition beide zu verdächtigen (c. 28, 4), wenn er behauptet, Calpurnius habe sich solche adligen (*nobiles factiosos*) als Legaten ausgesucht, durch deren *auctoritas* — man erkennt, wie malitiös Sallust den hohen Begriff der römischen *auctoritas*[1]) entwertet hat — er seine Verbrechen bemänteln könne, und zu ihnen habe auch Scaurus gehört. Aber in seiner weiteren Darstellung der Ereignisse gibt Sallust selbst zu, daß Bestia zunächst tapfer gekämpft und den Krieg mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln geführt habe; erst später sei es Jugurtha gelungen, den zur Habsucht neigenden Konsul zu bestechen (c. 28, 7ff.). Sallust hätte das erste Auftreten des ihn verhaßten Calpurnius in Afrika nicht gelobt, wenn es nicht der Wahrheit entspräche; dann aber kann Bestia, der erst nachträglich verdorben wurde, sich unmöglich von vornherein mit verbrecherischen Plänen getragen und sich dafür geeignete Legaten gewählt haben; die Darstellung enthält eine bewußte Verdrehung der Tatsachen. Als schließlich Calpurnius den Versuchungen der Korruption verfallen ist und den schmählichen Vertrag mit Jugurtha abgeschlossen hat, schreitet nach Sallust keineswegs der Senat ein, sondern wird es nur dem energischen Auftreten des Memmius verdankt, daß der Praetor Cassius nach Afrika geschickt wird und den Jugurtha nach Rom bringt (c. 32, 5ff.). Ganz anderes berichtet uns Livius perioch. 64: *Bestia ... pacem cum Iugurtha iniussu populi et senatus fecit*; d. h. das Volk und der Senat erklärten feierlich, daß nicht mit ihrer Einwilligung der Frieden geschlossen sei.[2]) Dieser Nachricht des Livius ist um so mehr Vertrauen zu schenken, als Sallust selbst von dem später abgeschlossenen Vertrag des Aulus Albinus folgendes aussagt:

1) Vgl. Heinze, Hermes 60 (1925), 348ff.

2) Auch Eutropius, der gleichfalls auf Livius (indirekt) zurückgeht, bringt die gleiche Nachricht (5, 26, 3: *pacem ... fecit, quae a senatu improbata est*), indem er sie interpretiert.

senatus, ita uti par fuerat, decernit suo atque populi iniussu nullum potuisse foedus fieri (c. 39, 3). Es handelt sich um einen ganz bestimmten *terminus technicus*, welcher auch bei Livius selbst bezeugt ist, vgl. 9, 5: *consules . . . negarunt iniussu populi foedus fieri posse.*[1]) Der Auszug aus Livius hat in bezug auf den Bestiavertrag den Wortlaut mit peinlicher Genauigkeit beibehalten und es ist höchst unwahrscheinlich, daß hier auf Bestia übertragen wurde, was für Aulus Albinus galt. Vielmehr handelte der Senat, wie es nur natürlich war, in den beiden verwandten Fällen in der gleichen Weise, und hat Sallust das korrekte Auftreten des Senates wenigstens einmal unterdrückt und dafür seine hämischen Bemerkungen — c. 30, 1: *patres solliciti erant; probarentne tantum flagitium an decretum consulis subverterent, parum constabat* — eingesetzt. In seiner raffinierten Weise hat Sallust nicht beide Senatsbeschlüsse totgeschwiegen, da diese Fälschung zu auffällig gewesen wäre; indem er einmal die Wahrheit bringt, glaubt er, daß seine Lüge im andern Fall Glauben finden wird. Außerdem kommt es Sallust dort, wo er dem Senate gerecht wird, nur darauf an, das Auftreten des Spurius Albinus, des Nachfolgers Bestias, dem er von Anfang an nicht sehr zugetan ist, zu kennzeichnen. Als dieser nach dem Abschluß des Schandvertrages, den sein Bruder Aulus in seiner Abwesenheit mit dem Feind geschlossen hatte, den Senat befragt, tut er das nicht, wie es dem Römer geziemt, aus Staatsinteresse, sondern nur weil er *ex delicto fratris invidiam ac deinde periculum* für sich und seinen Bruder fürchtet (c. 39, 2). Dieses gehässige Motiv wird kurz darauf noch einmal wiederholt; der Konsul wünscht, nach Afrika zurückgekehrt, Jugurtha nur zu verfolgen, um die *invidia fraterna* zu besänftigen. Aber die Zügellosigkeit des Militärs erlaubt keinen Angriff: *statuit sibi nihil agitandum* sind die letzten Worte, welche die nicht gerade ehrenvolle militärische Laufbahn des Adligen hämisch kennzeichnen; sie stehen wiederum wirkungsvoll am Ende eines Abschnittes. — Und um das Benehmen des Bruders Aulus noch einmal grell zu beleuchten, heißt es, nach einer Digression über die Entstehung des Parteiwesens in Rom, dort, wo zum Hauptthema zurückgekehrt wird (c. 43, 1): *post Auli foedus exercitusque nostri foedam fugam (Metellus et Silanus . . . provincias inter se partiverant)* mit gehässigem Wortspiel, obwohl schon vorher (c. 39, 40) die Ereignisse weiter fortgeschritten waren und eine erneute Bezugnahme auf die fragwürdige Handlung des Adligen überflüssig war.

Die direkten Charakteristiken der Nobiles tragen bei Sallust oft die gleichen Züge[2]); sie sind begierig nach Macht und nach Reichtümern; daß der *nobilis* auch *factiosus* „Parteigänger" ist, bedarf keiner weiteren

1) Vgl. Täubler, Imperium Romanum I 99.
2) Vgl. L. Alheit, Neue Jahrb. 43 (1919), 17ff.

Erörterung. Typisch ist die Charakterschilderung des Aemilius Scaurus (15, 4): *homo nobilis impiger factiosus, avidus potentiae honoris divitiarum, ceterum vitia sua callide occultans*: in dem kurzen Kolon *avidus potentiae honoris divitiarum* tadelt Sallust sowohl die *ambitio* wie die *avaritia* des Scaurus, das heißt, gerade jene Eigenschaften, die er nach Cat. 3, 3 für verderblich hält und Cat. c. 10, 4; 12, 2 als diejenigen erst später ins Römertum eingeschlichenen Eigenschaften bezeichnet, welche den Staat zugrunde richten müssen. Dementsprechend wenden sich die unverdorbenen Cato und Marius in ihren Reden, wie gegen die anderen von Sallust gegeißelten Fehler der Nobiles, so auch gegen ihre *luxuria, avaritia* und *ambitio*. Habsucht ist auch die hervorstechendste Eigenschaft Bestias (28, 5). Zu den eingewurzelten Fehlern der Aristokratie gehören auch die *superbia* und die *ignavia*, die Marius (85, 1) hervorhebt und gegen die *ignavia* macht Sallust selbst in der philosophischen Einleitung des *bellum Iugurthinum* (2, 4) Front; in diesem Zusammenhang kommt in dem idealisierten Porträt des jugendlichen Jugurtha den Worten (6, 1): *non se luxui neque inertiae corrumpundum dedit* eine ganz besondere Bedeutung zu. Es ist nun zu bemerken, daß wenigstens der Fehler der *ignavia* dem Scaurus nicht anhaftet; im Gegenteil wird er „tätig" genannt und das aus dem Rahmen der übrigen Charakteristik herausfallende *impiger*, das bezeichnenderweise zwischen dem eng zusammengehörenden *nobilis factiosus* steht, bekommt, in den richtigen Zusammenhang gerückt, seine ganz besondere Farbe; auch Bestias Ausharren bei der Arbeit wird gelobt (c. 28, 5), wie selbstverständlich auch die Energie eines Metellus und Sulla.

Über Metellus und sein Verhältnis zu Marius wird später noch ein Wort zu sagen sein. Sulla bekommt gleichfalls eine Charakteristik (95, 3): *litteris graecis atque latinis iuxta eruditus, animo ingenti, cupidus voluptatum sed gloriae cupidior*. Im Gegensatz zu seinem Rivalen Marius (63, 3; 85, 32) verfügt er über eine gute Bildung; dagegen entspricht sein *animus ingens* dem, was 63, 2 von Marius gesagt wird: *animus belli ingens domi modicus;* aber die weise Mäßigung, welcher sich nach Sallust Marius im Frieden befleißigt, wird an Sulla nicht hervorgehoben. Auch in anderer Hinsicht steht Marius über Sulla. Zwar ragt dieser weit über seine Standesgenossen empor, indem er mehr nach Ruhm, nach der von Sallust in den Prooemien so hoch eingeschätzten *gloria*, als nach Sinnengenuß strebt, aber von den verführerischen *voluptates* sich ganz frei zu machen ist auch Sulla nicht gelungen. Anders Marius: „Sinnengenuß und Hang nach Reichtümern hatte er besiegt, nur nach Ruhm strebte er" (63, 2); die Charakteristik Sullas *cupidus voluptatum, sed gloriae cupidior* gewinnt erst durch einen Vergleich mit dem, was von Marius gesagt wird,

lubidinis et divitiarum victor, tantummodo gloriae avidus, ihre volle Kraft. Das Lob Sullas ist nur ein bedingtes, an das Idealbild des Marius reicht er nicht heran. Das gilt auch für die weitere Schilderung des Oligarchen. Die Objektivität, mit der Sallust die Taten Sullas in dem letzten Abschnitt des Krieges darstellt, hat allgemeine Bewunderung gefunden. Da Sulla der Mittelpunkt ist und auch die von ihm mit Bocchus geführten Verhandlungen bis in die Einzelheiten geschildert werden, hat man allgemein, zuerst der Italiener Vitelli, angenommen, daß in den cc. 105—113 die Memoiren das Sulla selber von Sallust benutzt worden seien. Kurfeß meint mit Recht, daß der Einfluß jener Memoiren sich schon von c. 102 an geltend macht; die Erwähnung des Prätors L. Bellienus (104, 1), des Günstlings Sullas, der auf seinen Befehl i. J. 81 den Lucretius Ofella tötete, stammt sicherlich aus dieser Quelle. Ja, wenn wir c. 101, 8 lesen, wie die Römer schon nahe daran waren zu fliehen, als Sulla die Mauren in der Flanke angriff, und durch dieses Eingreifen Sullas Bocchus gezwungen wurde, sich zurückzuziehen, und Jugurtha nach vergeblichen Versuchen, die Seinigen zu halten, von feindlichen Reitern eingekreist, nur noch gerade allein entwischen konnte, so bekommt man den Eindruck, daß auch diese Schilderung (vgl. auch § 4), wonach Sulla der Retter in der Not ist, und die spätere, ohne Kampf erfolgte Gefangennahme Jugurthas durch Sulla schon jetzt in der Schlacht fast antizipiert wurde, sehr wohl durch die genannte Schrift des späteren Diktators beeinflußt sein kann. Aber wir werden uns hüten müssen, zu glauben, daß nun überall in den nächsten Kapiteln nur *eine* Vorlage treu wiedergegeben ist; das würde dem Charakter der Sallustianischen Geschichtsschreibung widersprechen. Jedenfalls zeigt sich, daß Sallust dort, wo er in diesem Abschnitt durch keine Vorlage gebunden ist, nämlich in der von Sulla gesprochenen Rede (102, 5 ff.) welche frei gestaltet ist, den Sulla als einen Heuchler darstellen will. Da diese Tatsache nirgends erwähnt wird, muß auf die Rede näher eingegangen werden. Während bei Sallust zunächst Sulla das Wort ergreift (102, 5) und daraufhin Bocchus antwortet, spricht in den kurzen Fragmenten von Appians Νομαδική zuerst Bocchus und dann Manlius. Aus einer Verbindung beider Überlieferungen erschließt Lauckner folgende Reihenfolge der Redner: Sulla, Bocchus, Manlius. Ist aber eine solche Quellenkontamination wirklich erlaubt? Es ist doch das Natürliche, daß Bocchus, der die Gesandten zu sich kommen läßt, zuerst spricht, wie es bei Appian in der Tat der Fall ist. Und auch die Worte des Manlius, die Appian bietet, διδόναι δὲ Ῥωμαίους καὶ δωρεὰς ἔχειν τοῖς λαβοῦσιν, ἕως ἂν τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ δοκῇ "daß die Römer den Empfängern ihrer Wohltaten diese solange überlassen, wie es dem römischen Senat und Volke gutdünke" ist sicherlich echt, wie die feierliche Formulierung und

auch die Antwort beweist, welche nach Sallust (104, 5) später die Gesandten des Bocchus in Rom empfangen: *senatus et populus Romanus benefici et iniuriae memor esse solet.* Wir werden daher gut tun, die Darstellung Appians für die richtige zu halten und anzunehmen, daß Sallust mit seiner Bemerkung *Sulla, quoius facundiae, non aetati a Manlio concessum* den wahren Sachverhalt zu verschleiern versucht. Wenn Sallust auch in diesem Falle die historische Wahrheit verdreht, so werden ihn wieder besondere Gründe dazu veranlaßt haben. Und sehen wir uns die Rede genauer an, so erkennen wir ihren heuchlerischen Charakter; was Sallust in der Charakteristik Sullas aussagt, daß nämlich Sulla Redetalent besaß und schlau war, daß die Unergründlichkeit seines Wesens es ihm ermöglichte, sein Treiben mit falschem Schein zu umgeben und den Leuten Sand in die Augen zu streuen — *ad simulanda negotia altitudo ingeni incredibilis* — das soll hier in dieser von Sallust selbst verfertigten Rede zum Ausdruck gebracht werden. Heuchelei ist es, wenn Sulla zu Anfang seiner Rede behauptet, die Römer seien froh, daß der vortreffliche Bocchus nicht durch ein Zusammengehen mit dem Schurken Jugurtha sich beflecke und dadurch die Römer von der bitteren Notwendigkeit befreie, ohne Unterschied sowohl den nur irrenden Bocchus wie den verbrecherischen Jugurtha zu verfolgen. Durch diese Worte umgibt Sulla sich und die Römer mit einer geheuchelten ethischen Sentimentalität, welche in Wahrheit keinem ferner lag als gerade den Bewohnern Latiums. Ob der zu unterwerfende Feind nur aus Irrtum oder vielmehr aus verbrecherischer Überlegung Krieg geführt hatte, darüber machten sich die praktischen Römer keine Gedanken; in Wahrheit war der Senat froh, daß nicht mehr zwei eng verbundene Feinde zu bekämpfen seien, keineswegs empfand er ethische Genugtuung darüber, daß neben einem wirklichen Verbrecher nicht auch noch ein armer Verführter mit den Waffen verfolgt werden müsse. Dadurch, daß nach Sulla die Götter selbst den Bocchus ermahnt hätten, sich nicht durch das Bündnis mit dem verruchten Jugurtha zu beflecken und den Römern nicht den Zwang aufzuerlegen, auch ihn, den Irrenden, zu verfolgen, wird für den antiken Leser die Heuchelei zur Gotteslästerung, welche allerdings zur Zeit Sallusts nicht schwer wog, gesteigert. Wie Sallust selbst über die sogenannten Verirrungen des Bocchus dachte, zeigt er nach Abschluß der Rede Sullas sofort: *Bocchus . . . pauca pro delicto suo verba facit* (§ 12); daß die Bezeichnung *delictum* für Bocchus' Taten im schärfsten Gegensatz steht zu der beschönigenden Ausdrucksweise *errata* (§ 10) seitens des Sulla, können wir leicht nachempfinden, wenn wir bedenken, daß Ovid seine Schuld nur einen *error* nennt und für sie das Wort *scelus* ablehnt. Diese scharfe Verurteilung des Bocchus durch Sallust soll uns ein

Fingerzeig sein, daß Sullas unmännliche Sprache nicht ernst genommen werden soll und Heuchelei ist. — Sulla weist dann im folgenden Satze daraufhin, wie die Römer schon immer lieber Freunde als Sklaven gesucht und es für sicherer gehalten hätten, Willigen als zum Gehorchen Gezwungenen zu befehlen. Bei diesem letzten Verbum *imperitare*, das wirkungsvoll am Satzende steht, horchen wir auf: offen wird hier zugegeben, daß die Römer auch über diejenigen, denen sie den feierlichen Ehrennamen *socii atque amici populi Romani* gewährten, zu herrschen bestrebt waren. Durch diese scheinbare Offenheit, welche nur einen kurzen Augenblick durchschimmert, soll aber gezeigt werden, daß die folgenden Worte *tibi vero nulla opportunior nostra amicitia . . . quia parentis abunde habemus, amicorum neque nobis . . . satis fuit*, in denen die Freunde des römischen Volkes vielmehr im Gegensatz zu den Gehorchenden, über welche die Römer befehlen, genannt werden, wie überhaupt dieser ganze Abschnitt nur Heucheleien enthält, nur Verlockungen, mit denen Sulla den Bocchus zu ködern versucht. Selbstverständlich beruft sich der Felix auf die Fortuna; wenn aber ihr Eingreifen in das menschliche Schicksal mit dreierlei Variationen wiederholt wird — *sed quoniam humanarum rerum fortuna pleraque regit, quoi scilicet placuit . . . quando per illam licet*, so klingt diese übertriebene Betonung gerade im Munde des durch die Fortuna besonders begünstigten Mannes etwas ironisch. Die Psyche der peripatetischen, hellenistischen Geschichtsschreiber kennt Sallust nicht.

Der freundschaftliche Ton der ganzen Rede wird nur am Schluß durch die Worte *nam bello quod valeat (populus Romanus), tute scis* eindrucksvoll unterbrochen; die offensichtliche Drohung am Ende zeigt, wie die honigsüßen Lockungen, falls Bocchus nicht willig sein sollte, zu werten sind. Die Verhandlungen mit Bocchus verliefen diesmal erfolglos. Auch Sallust hebt dies (§ 15) hervor und indem er die Rede des Manlius durch eine Sullas ersetzt, bekommt dieser auch noch wegen der Resultatlosigkeit seiner Worte indirekt einen Seitenhieb ab. Sulla ist eben nur ein *vir facundus* (95, 3), nicht *eloquens*. — Wir erkennen aus dem soeben Ausgeführten, daß, wie in der Charakteristik Sullas, so auch in der Darstellung seiner Worte und Taten die Licht- und Schattenseiten nebeneinanderstehen, und wir nicht ohne weiteres, wie es geschehen ist, von der großen Objektivität sprechen dürfen, mit der Sulla gezeichnet worden ist. Seinen Taten in Afrika konnte Sallust nach den Anschuldigungen Sullas in der Coniuratio eher gerecht werden; aber die raffinierten Gründe, welche dort dazu führten, Cicero auch nicht den geringsten Makel anzuhängen, fielen hier für die Charakterisierung Sullas und seiner Handlungen fort.

Keiner der von Sallust ausführlicher geschilderten Nobiles kommt ohne irgendeinen moralischen Tadel davon; von Metellus wird noch unten die Rede sein. Aber wir würden in dem kunstvollen Aufbau des *bellum Iugurthinum* etwas Wesentliches vermissen, wenn nicht in ausgeprägter Antithese den mehr oder weniger verdorbenen Nobiles ein Demokrat in unumstrittener Größe gegenüberstände. Diese dankbare Rolle ist dem Marius zugeteilt, dessen Charakteristik gegenüber der Sullas in einem äußerst vorteilhaften Licht erscheint, wie schon früher gezeigt wurde. Daß allerdings auch er später durch seine *ambitio* zugrunde ging, erwähnt auch Sallust, aber diese Umwandlung zum Schlechten gehört einer späteren, hier nicht behandelten Periode an und ist darum nur ganz nebenbei (63, 6), nicht in der eigentlichen Charakteristik vermerkt worden. Seine Jugend wird nur gelobt, sogar die Ämter hat er sich mühelos erworben, nachdem er von allen *tribus* zum *tribunus militaris* gewählt worden war. Aber Plutarch in seinem Leben des Marius und Cicero (pro Plancio 51) berichten ganz anderes; er fiel bei den Wahlen sowohl für die plebeische wie für die curulische Ädilität durch und als er sich 115 um die Prätur bewarb, wurde er mit Mühe und Not, als letzter, gewählt. Es ist für uns noch von besonderer Wichtigkeit, daß Marius auch nach Diodor die niedrigen Ämter nur mit Mühe erreichte; wir dürfen daraus folgern, daß nicht schon ein demokratischer Schriftsteller vor Sallust, sondern erst Sallust selbst diese Fälschung zugunsten seines Hauptthelden sich erlaubte. Es wird dem Marius sogar hoch angerechnet, daß er sich in der griechischen Beredsamkeit nicht geübt hat, wie sich aus dem Zusammenhang, in dem die Worte stehen, ohne weiteres ergibt (63, 3): *omnem pueritiam Arpini altus, ubi primum aetas militiae patiens fuit, stipendiis faciundis, non Graeca facundia neque urbanis munditiis sese exercuit.* Griechische Bildung wurde im ersten vorchristlichen Jahrhundert von keinem Römer mehr mißbilligt und wenn sie Sallust für Fulvia und Sulla besonders hervorhebt, so ist damit selbstverständlich nicht der geringste Tadel ausgesprochen. Plutarch ist Marius gegenüber objektiver, wenn er meint, es hätte griechische Bildung den Arpinaten vor manchem Schritt in seinem späteren Leben bewahren können (Mar. c. 2). Das Fehlen einer solchen Bildung kann Sallust dem Marius natürlich nicht als Vorzug anrechnen, höchstens ihm nachrühmen, daß er nicht mit der äußerlichen Beredsamkeit und Schönrederei der Griechen seine Zeit verschwendet habe. Zu diesem Zwecke spricht er bewußt von der *facundia Graeca*, welche Marius abgegangen sei, nicht von der *eloquentia Graeca* oder gar von den *litterae Graecae*. Es ist nämlich zu beachten, daß auch noch in später Zeit gerade die *facundia Graeca* eine ungünstige Bedeutung hatte für die oft neidischen Römer, vgl. Phocas, Vita Vergiliana p. 50

Brummer: *quis, facunda, tuos toleraret, Graecia, fastus* und andere Stellen.[1]) Während wir schon hier die Tendenzschriftstellerei Sallusts mit Händen greifen können, so wird diese noch offensichtlicher, wenn es c. 63, 6 heißt *consulatum adpetere non audebat*. In Wahrheit war Marius' Verlangen nach dem Konsulat kaum zu bändigen (so Plutarch), dagegen stellt es Sallust so dar, daß erst ein äußerer Umstand, ein beim Opfer in Utica empfangenes glückliches Vorzeichen, das auch der haruspex als solches deutete, den Marius veranlaßte, seine Bedenken aufzugeben. Von dem Vorzeichen spricht auch Plutarch, aber während Sallust das Opfer lange vor der Abreise des Marius zwecks der Konsulatsbewerbung ansetzt, fand nach Plutarch jenes Ereignis erst statt, als Marius von Utica zu dem erwähnten Zwecke nach Rom abfuhr. Nur diese Darstellung kann richtig sein, da nur sie erklärt, weshalb geopfert wird, nämlich wegen der Überfahrt nach Rom. Auch findet das Opfer in Utica statt, weil sich Marius dort aufs Schiff begeben will, später landet er dort wieder als Konsul (86, 4). Daß er vorher, entweder während der Winterquartiere oder gar während der Kriegsoperationen nach dem entlegenen Hafenort gekommen sei, ist äußerst unwahrscheinlich. Daß Sallust geändert hat, ist längst erkannt; auch die Gründe für die Fälschung liegen klar zutage. Bekanntlich haben zwischen Metellus und Marius, seinem Legaten, schwere Verstimmungen geherrscht, welche fast in Feindseligkeiten ausarteten. Als Metellus dem Marius, der sich um das Konsulat bewerben wollte, Schwierigkeiten bereitete, war dem ungestümen Mann aus dem Volke schließlich jedes Mittel, den Metellus zu schädigen und sein Ziel zu erreichen, recht. Die Disziplin ließ er absichtlich locker werden, die Soldaten hetzte er auf und dem Numidischen Kronprätendenten Gauda riet er sogar, sich wegen angeblicher Zurücksetzungen mit seiner Hilfe an Metellus zu rächen. Alle diese feststehenden Tatsachen konnte auch Sallust nicht leugnen oder gar unterdrücken. Um sie aber in einem milderen Licht erscheinen zu lassen, läßt er das günstige Omen, das Marius ward und Großes und Wunderbares prophezeite, schon vor diesen Ereignissen eintreten: dadurch wurde für Marius die Bewerbung ums Konsulat gewissermaßen eine religiöse Pflicht und so wird es eher verständlich, daß Zorn und Begierde ihn zu jedem Mittel greifen ließen, als Metellus sich seinen Bestrebungen entgegenstellte. Während so das Betragen des Marius gewissermaßen entschuldigt wird, hat Sallust den Metellus in raffinierter Weise schlechter dargestellt. Beide, Sallust wie Plutarch, erzählen, wie Metellus dem Marius geraten habe, sich nicht mit der Bewerbung um das Konsulat zu beeilen;

1) Vgl. Norden, Neue Jahrbücher 1925. 42.

er käme früh genug, wenn er sich einst mit seinem, des Metellus Sohne, der damals zwanzig Jahre zählte, zusammen bewerben würde. Diese an sich schon gehässige Bemerkung erscheint nun aber bei Sallust dadurch in einem noch boshafteren Zusammenhang, daß nach ihm Metellus, als Marius immer mehr in ihn drängte, zunächst antwortete, er werde ihn, sobald es die zu erledigenden Geschäfte erlaubten, gehen lassen, dann aber später, als Marius wiederholt mit der gleichen Bitte kam, ihm jene Bewerbung mit seinem zwanzigjährigen Sohne in Aussicht stellte. Durch diese sich widersprechenden Antworten bekommt das Auftreten des Metellus, außer dem Gehässigen, daß ihm bei Plutarch anhängt, auch noch etwas Niederträchtiges und Heuchlerisches; daß dann Marius sich zu ungerechten Handlungen fortreißen ließ, ist erklärlich. So wird Marius entschuldigt und zugleich Metellus schwerer belastet. In der Coniuratio hatte es Sallust verstanden, die Fehltritte seines Günstlings Caesar zu verschweigen; die gleiche Kunst übt er auch hier aus. Die im Jahre 109 von Metellus eroberte Festung Vaga war durch Jugurthas Bemühungen während der Wintermonate wieder verloren gegangen. Sämtliche Offiziere der römischen Besatzung waren von den angesehensten Bewohnern der Stadt zur Mahlzeit geladen und ermordet worden, danach wurden auch die Soldaten niedergemetzelt; nur Turpilius Silanus, der römische Präfekt, war geschont worden und unversehrt geflohen. Als Metellus bald darauf die Stadt zum zweiten Male erobert hatte, machte er Turpilius, der im Verdacht des Verrates stand, einen Prozeß, der mit der Hinrichtung des Angeklagten endete. Nach Plutarch (Marius c. 8) war es aber vor allem Marius, der die harte Bestrafung des Turpilius durchsetzte, Metellus wurde durch Stimmenmehrheit gezwungen, das Todesurteil auszusprechen und empfand später bittere Reue, als sich die Unschuld des Hingerichteten herausgestellt hatte. Man hat gemeint, der Bericht Plutarchs sei nicht unparteiisch, aber auch wenn dieses Urteil zuträfe, so müßte doch die ungünstige Rolle, welche Marius spielte, schon in einer Vorlage gestanden haben, da Plutarch selbst den Marius keineswegs besonders verdächtigen wollte. Marius' Auftreten wurde, wenn es auch nicht historisch sein sollte, sicherlich schon in einer der oligarchischen Darstellungen der Sullanischen Zeit, welche an einer Herabsetzung des Demokraten noch ein aktuelles Interesse hatten, in der angegebenen Weise geschildert. Aber Sallust nennt den Marius in diesem Zusammenhang überhaupt nicht, nur Metellus wird bei dem Prozeß erwähnt. Die für seinen Helden ungünstige Tradition hat Sallust nicht einmal widerlegen wollen, sondern als nicht vorhanden betrachtet, wie er es in der ersten Verschwörung der Jahre 66/65 in Hinblick auf Caesar gemacht hatte. Bei Sallust ist das bewußte

Absicht, nicht zufällige Auswahl aus seiner Vorlage. Dementsprechend ist für ihn Turpilius der Schuldige (*sese parum expurgat* c. 69, 4, danach Appian), die andere Überlieferung, nach der er unschuldig ist, bleibt selbstverständlich unbeachtet.

Vor allem wichtig ist auch die Schilderung der Kriegstaten des Marius als Konsul. Die Chronologie des Jugurthinischen Krieges gehört zu den schwierigsten Problemen der damaligen römischen Geschichte. Der Vorgänger des Marius, Metellus, hatte in den beiden Jahren 109 und 108 in Numidien gekämpft, nicht, wie Mommsen[1]) einst glaubte, in den Jahren 108 und 107. Die Periocha des Livius 65, welche chronologisch genau ist, setzt zwei Siege vor den Kämpfen des Silanus gegen die Kimbern, d. h. im Jahr 109, an. Auch können die vielen Kriegshandlungen des Metellus, an denen sich auch noch Marius beteiligte, die verschiedenen Kämpfe am Muthul und vor Zama, die Einnahme von Vaga, der Abfall und die Bestrafung dieser Stadt, bei der nach Plutarch Marius anwesend war und die auch Sallust vor der Abreise des Marius ansetzt, unmöglich alle vor dem Anfang des Sommers 108, wo Marius zur Bewerbung um das Konsulat für 107 nach Rom zog, vor sich gegangen sein. Zu Anfang des Kriegsjahres 107 verrichtete Metellus nur unbedeutendere Kriegshandlungen. Verwickelter als diese von den meisten Historikern anerkannte Chronologie ist die Frage, wann die Kriegsoperationen des Marius stattfanden. Die Ansicht Mommsens, die ersten Unternehmungen des Marius seien erst 106 erfolgt, kann ich nicht für richtig halten. Zwar beschäftigte sich Marius in Italien intensiv mit den Kriegsvorbereitungen (c. 84), aber andererseits wird doch auch wieder sowohl die Eile, mit der Marius rüstet (c. 86, 1), wie auch die rasche, ungestörte Fahrt nach Afrika (86, 4) hervorgehoben. Auch entsprach es dem ungestümen Charakter des Marius, dem Metellus nicht länger als irgendwie nötig war, den Oberbefehl, den er selbst so sehr begehrte, zu lassen. Wichtiger aber ist folgende Erwägung. Schon bald nach seiner Ankunft zieht Marius nach anderen geringfügigen Taten, (*proelia multa levia* 87, 1; daß Sallust wichtiges ausließ, ist kaum denkbar) gegen Süden, um die dort gelegene Stadt Capsa zu erobern. Glücklicherweise gibt uns Sallust mit einer bei ihm nicht oft begegnenden Genauigkeit an, daß die Schlacht vor Capsa am Ende des Sommers — *aetatis extremum erat* c. 90, 1 — stattfand, und wir haben nicht den geringsten Grund, diesem Datum zu mißtrauen. Daß die erste größere Schlacht unter dem tatenfrohen Marius erst Ende Sommer 106 geschlagen sein sollte, ist unwahrscheinlich, auch wenn man annimmt, daß er erst Frühjahr 106 als Prokonsul nach Afrika kam,

[1]) Röm. Gesch. II, 149.

wogegen die schon hervorgehobene Eile des Marius spricht. Alles weist darauf hin, daß die Schlacht am Ende der Kampagne des Jahres 107 stattfand. — Aber auch das Ende der Operationen können wir durch eine Angabe Sallusts feststellen (c. 114), wonach die Gefangennahme Jugurthas, die im Winter oder Frühjahr, als die Quartiere bezogen waren, erfolgte (97, 7; 100, 1), zu der Zeit vor sich ging, als die Römer unter Caepio und Manlius bei Arausio geschlagen wurden (6. Oktober 105). Zwar verwendet Sallust diesen Synchronismus nur, um in gelungener Gegenüberstellung das Unglück in Gallien und den Ruhm des Numidischen Sieges zu kontrastieren — das Lob des Marius, in das das ganze Werk ausklingt: *et ea tempestate spes atque opes civitatis in illo sitae* und die Andeutung der zukünftigen Erfolge des Konsuls auch im Norden werden erst so ermöglicht —, aber dennoch hätte er die Zusammenstellung kaum mit den Worten *per idem tempus* vorgenommen, wenn zwischen beiden Ereignissen mindestens anderthalb Jahre gelegen hätten und Jugurtha schon im Winter 107/106 gefangen wäre; dagegen war die Differenz von etwa sechs oder acht Monaten belanglos. — Der Krieg wurde von Marius von 107 bis zum Frühjahr des Jahres 105 geführt. Es wurde also zwei Jahre gekämpft. Dafür spricht auch folgendes[1]). Die Schlacht vor Capsa fand, wie gesagt, am Ende des Sommers, also etwa Mitte September, statt. Später treffen wir den Marius auf einmal im äußersten Westen, am Flusse Muluccha an (92, 5), der, wie man berechnet hat, zweihunderttausend passus, also fast 300 Kilometer, von Capsa entfernt ist. Diese Riesenentfernung wurde aber nicht etwa in eiligen Märschen zurückgelegt, sondern es sind unterwegs mehrere Städte, teilweise verlassene, teilweise aber nach Widerstand der Numidier genommene, durch Feuer zerstört worden (92, 3). Obwohl die Kriegsoperationen in Afrika länger dauern können als bei uns, ist es an sich kaum denkbar, daß auch der Feldzug im Westen und die dortigen Kämpfe am Muluccha noch im Jahre 107 sich abspielten. Am Muluccha wurde im Jahre 106 der Krieg geführt. Diese Tatsachen, die aus einigen genauen Angaben Sallusts zu erschließen sind, werden nun aber andererseits wieder von Sallust verschleiert. Es werden nämlich nicht zweimal, sondern nur einmal Winterquartiere erwähnt, nämlich die, welche der Gefangennahme Jugurthas unmittelbar vorangehen (97, 3; 100, 1). Diese Tatsache ist dem Scharfsinn der Gelehrten nicht entgangen und diejenigen, welche an einen zweijährigen Krieg unter Marius denken, meinen, daß etwa c. 92, 5 die hiberna der Jahre 107/106 aus Nachlässigkeit übergangen

[1]) Die Periocha des Livius 66 kann in diesem Falle für die Chronologie nichts aussagen, da die Schlappe des Aurelius Scaurus in Gallien (105) unmittelbar folgt (Per. 67) und die dortige Niederlage des L. Cassius (107) vorangeht, Per. 65.

sind; so urteilt auch Kurfeß zu 92, 5. Ich halte diese Ansicht nicht für richtig.[1]) Denn c. 97, 1ff. heißt es: Jugurtha schließt mit Bocchus ein Bündnis, als er die Stadt Capsa und andere befestigte Städte verloren hatte, und zusammen verfolgen sie den Marius, der schon in die Winterquartiere zog. Gemeint sind die Winterquartiere vor der Beendigung des Krieges. Kurz vorher verbindet sich Jugurtha mit Bocchus, besonders auch durch die Einnahme von Capsa, daneben auch durch die Einnahme des Castellum am Muluccha und anderer Städte dazu veranlaßt. Es ist am natürlichsten anzunehmen, daß die Einnahme von Capsa und das Bündnis des Bocchus, welche in den engsten kausalen Zusammenhang gebracht werden, nach Sallust sich im gleichen Jahre, nicht in zwei verschiedenen Jahren ereigneten; die kurzen angeführten Sätze entsprechen vollkommen der allgemeinen Darstellung Sallustens in den cc. 88—100, nach der die Schlacht bei Capsa zu Anfang der Operationen im gleichen Jahre stattfindet, in dem dann später noch am Muluccha gekämpft und das Bündnis mit Bocchus, kurz vor dem Ende des Krieges, geschlossen wird. Daraus ergibt sich, daß bei Sallust nicht ein Irrtum vorliegt, sondern durchaus eine gewollte Chronologie; daher steht c. 92, 5 keine Angabe über die Entfernung des Muluccha. Andererseits kennt Sallust das wahre Sachverhältnis genau, denn gerade aus seinen Indizien, welche er diesmal nicht völlig beseitigt hat, erkannten wir die auch aus allgemeinen Erwägungen zu erschließende zweijährige Dauer des Krieges (hat doch Marius die Kriegsführung, nach der es ihn so sehr gelüstete, sicherlich schon 107 begonnen und möglichst rasch eine größere Operation vorgenommen; erst am 1. Januar 104 triumphierte er; daß er trotz der Gallischen Gefahren noch zwei Jahre, 106 und 105, als Prokonsul tatenlos in der Provinz blieb, ist unwahrscheinlich. Wir werden durch diese Überlegungen von selbst zu der Annahme gedrängt, daß Sallust mit bewußter Fälschung die zwei Kriegsjahre des Marius zu einem zusammengezogen hat. Der Grund für die Umbiegung der Tatsachen dürfte klar sein. Was Metellus und seiner anfänglich günstig verlaufenden Kriegsführung in zwei Jahren nicht gelungen war, das gelang dem Marius nach einem einzigen Feldzug: auf diese Weise wird der aus dem Volke hervorgegangene Führer auch dem tüchtigsten der adligen Strategen, dessen spätere Beliebtheit bei der Plebs und bei den Nobiles noch ausdrücklich ausgesprochen wird (88, 1), gegenübergestellt und besonders gehoben.

Nach der Praefatio (5, 1) hat Sallust das bellum Jugurthinum deshalb verfaßt, weil es ein blutiger Krieg mit wechselndem Erfolge war

1) Die Winterquartiere 108/107 zu erwähnen, hatte Sallust keine rechte Veranlassung.

und weil damals zum ersten Male der *superbia* der Adligen entgegengetreten wurde. In Wahrheit gab die Schilderung des Krieges die schönste Gelegenheit einerseits die Nobiles und ihre tatsächlichen Fehler noch dunkler zu malen, als sie es verdienten, andererseits die Führer der Demokratie, vor allem Marius, über das verdiente Maß hinaus zu heben. Es ist also kein Zufall, daß Sallust nach der Coniuratio dieses Thema wählte, welches ihm zu seinen parteipolitischen Zwecken noch reichlicheren Stoff darbot.

Sallust ist durch und durch Parteischriftsteller. Die Geschichtsverdrehungen, welche er sich erlaubt, sind auch angesichts der antiken Auffassungen der Historiographie kaum entschuldbar. Aber in der Charakteristik der Hauptpersonen zeigt Sallust, für den die einzelnen Individuen, nicht Stände oder die Masse die Geschichte machen, seine Meisterschaft; durch die eindringliche Darstellung, die sich auf die Hauptsachen konzentriert und der die archaisierende und variierende Sprache noch einen ganz besonderen Reiz verleiht, durch die an den richtigen Stellen eingelegten Sitten- und Stimmungsbilder wird er immer auf seine Leser, auf Lehrer und Schüler, eine faszinierende Wirkung ausüben. Aber für den Lehrer ist es nötig, die großen Schattenseiten nicht zu verkennen und in die Werkstatt des Schriftstellers einen Blick zu werfen. Diesem Zwecke diente auch der jetzige Vortrag; daß derartigen Betrachtungen manches Subjektive anhängt, das mindestens unsicher bleibt, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

GERMANENKÄMPFE IN DER RÖMISCHEN KUNST

VON

FRIEDRICH KOEPP

Nicht im Wortlaut, sondern nur in kurzer Zusammenfassung der Hauptgedanken soll mein Vortrag über „Germanenkämpfe in der römischen Kunst" hier wiedergegeben werden — auf die Gefahr hin, daß in dieser Umgestaltung das Thema, das der Titel nennt, noch mehr als bei dem gesprochenen Vortrag zurücktritt gegen den großen Zusammenhang, in den es gestellt wird.

Ausgangspunkt meiner Betrachtungen war die Trajanssäule, deren Fries zwar keine Germanenkämpfe enthält, aber für die Darstellung solcher auf der Marcussäule, wie die ältere Säule im allgemeinen für diese, Vorbilder hätte bieten können und seinerseits gewiß an verlorenen Darstellungen von Germanenkämpfen Vorbilder hatte, jedenfalls aber die bedeutendste Leistung der römischen Bildkunst auf dem Gebiet der historischen Darstellung ist, mit der sich der Fries der Marcussäule wohl an Umfang, nicht aber an Erhaltung noch als künstlerische Leistung messen kann.

Daß die Marcussäule als Ganzes eine Nachbildung der Trajanssäule ist, kann niemand bezweifeln. Die Abhängigkeit auch des Frieses von dem Vorbild beweist deutlich der Anfang. Aber ebenda verkennen wir doch auch nicht eine gewisse Selbständigkeit, die sich in der Hinzufügung des Zaunes ausspricht, in dem wir die *stipites magnos in modum muralis* (oder *ruralis*?) *saepis funditus iactos atque conexos* erkennen, die Hadrian an den Grenzen anbrachte, und deren Spuren am obergermanischen und raetischen Limes nachgewiesen worden sind. Im weiteren Verlauf des Frieses müssen wir nach Anzeichen der Abhängigkeit geradezu suchen, obgleich die Verwandtschaft der Aufgaben zu einfacher Wiederholung doch oft genug hätte verlocken können. Man ist bei eingehender Betrachtung erstaunt, den jüngeren Fries von dem älteren so wenig abhängig zu finden, möchte vielleicht manchmal wünschen, daß er es mehr wäre. Aber alle Abweichungen, bei der im Ganzen doch so verwandten Aufgabe, scheinen mir ebensoviele Beweise für die Abhängigkeit beider Darstellungen von den Forderungen des Stoffes, Beweise zugleich auch für die Beschränkung der Bewegungsfreiheit des „großen Künstlers", dessen Wachsen an der Aufgabe selbst der neueste Herausgeber der Trajanssäule auf Schritt und Tritt verfolgen zu können meint, den als Schöpfer des Ganzen, wenn auch nicht von

ebenbürtigem Können, vielleicht auch bei der Marcussäule noch einmal jemand nachweisen wird.

Aber der Fries der Trajanssäule ist nicht nur abhängig von den Forderungen des Stoffes, sondern gewiß auch von einer bildlichen Überlieferung — nicht eben dieses Stoffes, sondern anderer verwandter Aufgaben.

Zwar die mehr wunderliche als bewundernswerte Form der von einem Relieffries spiralenförmig umwundenen Riesensäule läßt sich vor der Trajanssäule nicht nachweisen: der reliefgeschmückte Schaft der Mainzer Jupitersäule hat damit nur eine lose, die *columna caelata* von Ephesos so gut wie gar keine Verwandtschaft; die Nachweisung gewundener Säulen in früher Zeit hilft nicht viel, der Hinweis auf die delphische Schlangensäule so gut wie nichts. Birts Deutung des Reliefbandes als Buchrolle macht die Form, sozusagen, zu einer zufälligen Spielerei, nach deren Vorläufern wir dann freilich nicht zu suchen brauchten. Aber die Darstellungsweise der „Reliefchronik" ist von der sonderbaren Anbringung an dem Säulenschaft, bis auf Anfang und Ende, ganz unabhängig, und wir brauchen Vergleichbares nicht nur in dieser Denkmalgattung zu suchen.

Mit Recht hat man längst auf die Schildereien hingewiesen, die bei den Triumphzügen vorübergetragen zu werden pflegten. Zur Herstellung solcher Bilder hatte einst Aemilius Paullus nach der Besiegung des Perseus von den Athenern einen Maler erbeten. In solchen Bildern wurden gewiß auch die Germanenkämpfe der augusteischen Zeit zuerst zum Gegenstand bildlicher Darstellung gemacht. Die *simulacra montium* und *fluminum*, die nach Tacitus (Ann. II 41) im Triumphzug des Germanicus vorübergetragen wurden, mögen vielleicht eher plastische Darstellungen von Personifikationen gewesen sein; die *simulacra proeliorum* darf man sich aber doch wohl als Gemälde denken, und sicherer ist das, wenn Ovid in der sehnsüchtigen Schilderung des Triumphes des Tiberius, die er andeutend an mehreren Stellen gibt, während ein eigens diesem Triumphzug gewidmetes Gedicht uns verloren ist, *in altis proelia silvis* nennt, womit uns der landschaftliche Hintergrund solcher Kampfdarstellungen bezeugt ist, von dem wir dann in der Schilderung, die Josephos von dem Triumph des Titus gibt, mehr erfahren.

Beim Triumph des Germanicus sah man gewiß den vergeblichen Sturm auf das Lager des Caecina, sah die Moorbrücken des Domitius, sah die Schlacht in *aviis* — *in altis proelia silvis* — und die am Angrivarierwall, sah vielleicht die Aufschichtung des Tumulus auf dem Schlachtfeld des Varus — um nur einiges zu erwähnen. Man sucht sich jene Triumphalgemälde anschaulicher zu machen durch den Hinweis

auf einige Reste historischer Wandmalerei aus der Zeit der Republik. Man fragt sich, ob wir vielleicht den rheinischen Soldatengrabsteinen des ersten Jahrhunderts einen oder den anderen Zug entnehmen dürfen. Am fruchtbartsen aber erscheint uns immer wieder die Betonung eines Zusammenhanges mit den großen Säulenfriesen — fruchtbar für die Belebung der schattenhaften Vorstellung von jenen Bildern wie für das Verständnis der Friese, ihrer Mängel mehr als ihrer Vorzüge. Mit Recht hat der neueste Herausgeber der Trajanssäule diesen Zusammenhang stark hervorgehoben.[1])

Gewiß wird man den weiten zeitlichen Abstand nicht vergessen dürfen, der die Säulenfriese von der augusteischen Zeit oder gar von der des Aemilius Paullus trennt; aber man darf sich auch sagen, daß eine Kunst, die volkstümlich sein will — und das wollte auch die der Friese noch — konservativ sein muß.

Deshalb durfte auch der griechische Maler, den Aemilius Paullus berief, nicht Bilder schaffen, die mit aller dem Volk vertrauten Überlieferung brachen.

Vor Jahren hat ein französisches Buch, das dem historischen Relief der Römer gewidmet ist[2]), die These aufgestellt, daß die römische Kunst den „historischen Realismus" von Pergamon, die „malerische Darstellung" — will sagen: vor allem den landschaftlichen Hintergrund — von Alexandria ererbt habe, und daß nur in der Verbindung beider ihre Leistung, ihr Verdienst bestanden habe.

Aber so einfach liegt die Sache nicht. Weder war der „historische Realismus" auf Pergamon, noch war die „malerische Darstellung" auf Alexandrien beschränkt. Vor allem aber der „historische Realismus" von Pergamon war nicht der der römischen Reliefs, der Säulenfriese, auch wenn man ihm die „malerische Darstellung" hinzufügte.

Das lehrt uns ein rascher Überblick über die Geschichte des griechischen Historienbildes, der freilich einem Höhenblick gleichen wird, bei dem nur einige Bergspitzen in deutlichen Umrissen erscheinen, während die verbindenden Linien in einem Nebelmeer verschwinden.

Die griechische Kunst verhielt sich lange Zeit ablehnend gegen Stoffe der Zeitgeschichte. Zwar hört man von einer Schlacht der Magneten, die ein Maler mit dem griechischen Namen Bularchos für den lydischen König Kandaules gemalt hat, und der Erbauer der Brücke

---

1) K. Lehmann-Hartleben, Die Trajanssäule, ein römisches Kunstwerk zu Beginn der Spätantike. Berlin und Leipzig, de Gruyter 1926. Vgl. meine Besprechung in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1926 S. 369—394.

2) E. Courbaud, Le bas-relief Romain à représentations historiques. Paris, Fontemoing 1899.

über den Bosporos, über die das Heer des Dareios zog, stellte ein Gemälde seiner eigenen Hand, das den Vorgang schilderte, im Heiligtum der samischen Hera auf. Aber man hat sich diese Bilder stets von orientalischer Kunst abhängig gedacht: sie gehören nicht eigentlich der Geschichte der griechischen Kunst an.

Dann aber folgt in unserer Überlieferung ein Bild, das sich auf keinen Fall so beiseit schieben läßt, von dem wir auch mehr erfahren: das Bild der Marathonschlacht in der Stoa Poikile, das dort neben der Amazonenschlacht und der Einnahme Troias zu sehen war. Pausanias beschreibt es uns, und einige andere Zeugnisse ergänzen seine Beschreibung.

Wohl ließ es den Verlauf der Schlacht erkennen, wie der Historiker ihn beschreibt: die fliehenden Barbaren teils im Sumpf versinkend, teils bei den Schiffen von ihren Verfolgern ereilt. Wohl wußte man Miltiades, Kallimachos, Kynegeiros, Epizelos zu benennen. Wohl waren die Perser an ihrer Tracht kenntlich. Aber da sah man auch Theseus und Marathon, sah den Heros Echetlos mit der Pflugschar kämpfend, sah Athena und Herakles. Es war nicht die Schlacht der Wirklichkeit; Götter und Heroen waren am Kampf beteiligt. Vor langen Jahren habe ich einmal glaublich zu machen gesucht, wie den Athenern in der wiedererstandenen Stadt die Schlacht bei Marathon — gerade sie — zum „Mythos" werden konnte, werden mußte.[1]) Gerade dieses Bild widerlegte danach nicht die Annahme, daß die Kunst des fünften Jahrhunderts Darstellungen aus der Zeitgeschichte verschmäht hätte, und auch die einzige plastische Darstellung einer Perserschlacht, am Fries des kleinen Niketempels, mehr als ein Menschenalter jünger wohl und dem dargestellten Ereignis nicht weniger fern, wenn das auch nicht der Sieg des Miltiades war, auch diese Darstellung konnte als Ausnahme gelten, die die Regel bestätigte, erst recht, weil sie gerade am Tempel der Siegesgöttin angebracht war. Bilder aus der Zeitgeschichte waren also, so dachte man, dem fünften Jahrhundert fremd, während für das vierte Jahrhundert eine ganze Reihe von Schlachtenbildern bezeugt sind. Man mochte sich wundern, der Jahrhundertscheide solche Bedeutung beigelegt zu sehen. Aber das Ende des fünften Jahrhunderts und der Anfang des vierten war doch wirklich in vieler Hinsicht eine Zeitenwende.

Doch einer solchen Betrachtung stellte sich ein schweres Bedenken in den Weg. In derselben Stoa Poikile sah Pausanias noch eine andere Schlacht dargestellt, eine Schlacht der unmittelbaren Gegenwart: die Schlacht, die die verbündeten Athener und Argiver den Spartanern bei dem argivischen Oinoë geliefert hatten. „Kein Getümmel, keine

1) Vortrag am Winckelmannsfest der archäolog. Gesellschaft zu Berlin 1894.

eigentliche Schlacht, sondern der Beginn des Gefechtes, der erste Angriff" Diese wenigen Worte lassen eine recht nüchterne Darstellung vermuten; nichts jedenfalls deutet auf eine Einmischung überirdischer Mächte.

Diese Schlacht nun ist eines der merkwürdigsten Probleme. Hier schien sie gewürdigt, neben dem Sieg des Miltiades zu stehen, und in der historischen Literatur war ihr Gedächtnis ausgelöscht. Nur noch an einer einzigen Stelle wird sie erwähnt, auch dieses Mal von Pausanias. In Delphi sah er eine Gruppe der „Sieben", ein Weihgeschenk der Argiver für jenen Sieg. Es galt der rätselhaften Schlacht einen Platz in der Geschichte anzuweisen. Die Suche war beschränkt auf die Zeiten, in denen Argiver und Athener gegen Sparta im Bunde standen. Das war unseres Wissens dreimal der Fall: einmal gegen Mitte des fünften Jahrhunderts, dann nach dem Frieden des Nikias, endlich während des korinthischen Krieges. Die beiden ersten Gelegenheiten suchte man auszuschließen durch den Hinweis auf das Schweigen des Thukydides. Im korinthischen Krieg aber meinte man die Schlacht unterbringen zu können, und für eine nachträgliche Anbringung des Bildes in der Halle schien der Wortlaut bei Pausanias geradezu zu sprechen. So hätte dieses Bild die Reihe der Schlachtenbilder des vierten Jahrhunderts eröffnet — das Bild der verschollenen Schlacht an der geweihten Stelle so recht ein Symbol der gefallenen Größe Athens. So war lange Zeit die Meinung, aber so kann es nicht sein.

Pausanias nennt die Künstler jener delphischen Gruppe, und dieses selbe Künstlerpaar erscheint auf einer Inschrift, deren Schriftzüge nach der Mitte des fünften Jahrhunderts nicht denkbar sind. Carl Robert hat daraus die Folgerung für die Zeitbestimmung der Schlacht gezogen.[1]) Ich habe mich gegen die frühe Ansetzung — um 460 v. Chr. — gesträubt, bis mir ein Wort Jakob Burckhardts den Weg wies zur Erklärung des Schlachtenbildes gerade in dieser Zeit.[2])

Die Stoa Poikile hieß auch Halle des Peisianax, nach dem Schwager des Kimon. Der kimonischen Familientradition entspricht die Verherrlichung der Marathonschlacht — keineswegs aber die eines Sieges über Sparta. Doch in jenen Jahren gerade ward Kimon gestürzt, und Perikles trat an seine Stelle. Nichts fügt sich besser zu des Perikles Politik als die starke Hervorhebung des mit den Feinden Spartas geschlossenen Bundes, des mit ihnen gemeinsam errungenen Erfolgs. Daß für die nachträgliche Hinzufügung des Oinoëbildes der Wortlaut des Pausanias

1) Hermes XXV S. 912f. und „Die Marathonschlacht in der Poikile und weiteres über Polygnot." Achtzehntes Hallisches Winckelmannsprogramm. 1895 S. 4f.

2) Das Gemälde der Schlacht bei Oinoe in der Stoa Poikile zu Athen. Rhein. Museum LXIX 1913 S. 160f.

spricht, wurde schon gesagt. Die Politik hätte der Schlacht einen Platz in der Kunstgeschichte verschafft.

Aber sollte — so mochte man erstaunt fragen — gerade Perikles, der Freund des Phidias, die Kunst von den Höhen des Mythos zu den Ereignissen des Tages herabgedrängt haben? Da nun wies mir ein Wort Jakob Burckhardts den Weg.

Wo er im ersten Kapitel seiner griechischen Kulturgeschichte die Herrschaft des Mythos schildert, die das Griechenvolk in seiner sagenhaften Vorzeit gefangen hielt, zu einer buchstäblichen Geschichte nur ganz allmählich fähig werden ließ, da stellt er den traditionellen athenischen Grabreden auf die Gefallenen, die der mythischen Vorfahren Heldentaten immer von neuem vorgebracht hätten, die Leichenrede des Perikles gegenüber, die solche Floskeln verschmähe: „nur Perikles hat es gewagt, diese mythischen Verdienste wegzulassen und sich bloß auf die noch wirkenden Kräfte Athens zu berufen."

Freilich, die Rede ist nicht die Rede des Perikles selbst, sondern nur die, die Thukydides ihn halten läßt. Aber den Geist wird der Historiker getroffen haben — das bezweifelt niemand — und dieser Geist ist der Geist des Realismus. Soll uns das wundern? Hätte er sonst überhaupt der große Staatsmann sein können? Und gibt es nicht mehr Beweise für diesen Realismus? Sehen wir den Perikles nicht bei jenem Plan eines panhellenischen Kongresses, von dem Plutarch berichtet[1]), auch die Religion in den Dienst der Politik stellen, wie hier die Kunst? Jene, wie diese sind ihm nur Mittel zur Macht.

Ein Waffenerfolg also, der zu unbedeutend oder doch zu vergänglich war, um in der geschichtlichen Literatur überhaupt nur eine Stelle zu erhalten — Thukydides erwähnt ihn ja nicht in seiner Skizze der „Pentekontaëtie" — wäre so durch die Politik gewissermaßen epochemachend geworden für die Kunst — oder hätte es wenigstens werden können; denn tatsächlich sehen wir freilich nicht, daß das Beispiel in der nächsten Zeit Nachfolge fand. Vielmehr setzen, wie schon gesagt, erst im vierten Jahrhundert die Schlachtenbilder ein. Maßgebend aber sollte uns jedenfalls dieses Bild der Schlacht bei Oinoë sein für die Einschätzung des Einflusses, den in der Geschichte der Kunst der Besteller haben kann und meist hat. Davon werden wir, zu unseren römischen Darstellungen zurückkehrend, noch zu sprechen haben.

Jene Schlachtenbilder des vierten Jahrhunderts, mit denen mancher berühmte Malername verbunden erscheint, wollen — so viel läßt sich wohl sagen — alle glaubhafte Darstellungen eines geschichtlichen Vor-

1) Jahrbuch des Archäolog. Instituts V 1890 S. 268f.

ganges, meist mit dem Zweck der Verherrlichung bestimmter Personen sein — womit ja über ihre tatsächliche Glaubwürdigkeit durchaus kein Urteil, am wenigsten ein günstiges Vorurteil ausgesprochen ist. Die tatsächliche Glaubwürdigkeit war ja auch nur bedingt möglich, da ein Schlachtenbild doch auch im Altertum nur ein mehr oder weniger willkürlicher Auszug aus dem wirklichen Geschehen sein konnte. So steht es auch mit dem herrlichen uns erhaltenen Beispiel dieser Schlachtenmalerei des vierten Jahrhunderts, dem Mosaikbild der Alexanderschlacht. Dieses Bild ist Geschichte, mögen auch die beiden Könige in der Schlacht bei Issos, die mir zweifellos dargestellt zu sein scheint, so nah nicht aneinander geraten sein. Dareios soll das ihm dargebotene Pferd besteigen, um dem Getümmel zu entrinnen, mag er auch in Wirklichkeit erst fern vom Schlachtfeld auf der Flucht den schwerfälligen Wagen mit dem rascheren Pferd vertauscht haben. Wer die Frobentat des Persers, der mit seinem Pferd so auffällig im Vordergrund steht, leugnet, der nimmt, für mein Gefühl, dem Bild einen guten Teil seiner Größe. Der Künstler durfte dem geschichtlichen Stoff gegenüber die gleiche Freiheit in Anspruch nehmen, die der Dichter selbst heute noch fordert, die damals sogar dem Geschichtsschreiber nicht durchaus versagt war. Im Dienst einer Wahrheit, die ihm höher schien, als die der Wirklichkeit, hat ein großer Künstler hier ein Meisterwerk geschaffen. Im Dienst der Wirklichkeit sind die Künstler der römischen Säulenfriese nur zu oft gescheitert und nicht selten, wie mir scheint, zur Stümperei herabgesunken.

Doch zwischen dem Vorbild des pompejanischen Mosaikgemäldes und der Trajanssäule liegen vier Jahrhunderte: war nicht im Verlauf dieser langen Zeit auch die griechische Kunst zum Dienst der Wirklichkeit herabgestiegen?

Der Blick richtet sich auf Pergamon, von wo ja nach der erwähnten französischen Arbeit Rom den „historischen Realismus" übernommen haben soll. Aber die pergamenischen Galliergruppen waren, trotz erfolgreichen Strebens nach Kennzeichnung des fremden Volkstums, von dem Realismus der Trajanssäule sehr weit entfernt, waren vielmehr abhängig von der für die Sagenstoffe, mit denen sie auf der Akropolis von Athen vergleichend zusammengestellt wurden, geschaffenen Typik. Und wenn das Gemälde einer Galaterschlacht, das sich nach Pausanias in Pergamon befand, auch sicherlich nicht die reliefmäßige Aneinanderreihung aufwies, die wir für die plastischen Gallierkämpfe auf der pergamenischen und der athenischen Burg teils beweisen, teils vermuten können, und die wir in dem Schlachtbild des sogenannten Alexandersarkophags von Sidon vor Augen haben, so ist doch durchaus kein Grund anzunehmen,

daß das Bild der „Wirklichkeit" wesentlich mehr Zugeständnisse gemacht haben sollte, als die Schlacht des Mosaiks. Schon die von jenem Gemälde nach allgemeiner Annahme abhängigen Gallierschlachten der römischen Sarkophage würden dem widersprechen.

Rom verschmähte, wie uns die Sarkophage, und nicht nur diese, beweisen, das hellenistische Historienbild durchaus nicht, ja es ließ sich noch eine ganz andere, von der Wirklichkeit viel weiter abliegende Behandlung geschichtlicher Stoffe gefallen, die mit den Mitteln einer von der griechischen, der hellenistischen Kunst überkommenen Symbolik die Ereignisse in eine höhere Sphäre hob, wobei dann freilich von ihnen kaum mehr als eine Andeutung übrig blieb.

Während wir für die augusteische Zeit Wirklichkeitsbilder geschichtlichen Inhalts, wie sie uns die so viel späteren Säulenfriese bieten, nur mit Hilfe spärlicher literarischer Nachrichten erschließen können, besitzen wir aus derselben Zeit Werke jener anderen, mit Symbolen und Allegorien arbeitenden Darstellungsweise im Original. Ich meine die berühmten Cameen in Wien und Paris[1]), dann auch die Rothschildschen Becher aus Boscoreale. Daß die Sprache dieser Denkmäler eine starke Abhängigkeit von hellenistischer Kunst verrät — ähnlich der der gleichzeitigen Dichtung — kann doch wohl nicht geleugnet werden, wenn auch neuerdings der Anteil, den „römische Verstandesspekulation" an ihnen hat und vor allem das „Römische" in der Betonung der Tiefenwirkung, wie sie vor allem die Gemma Augustea erkennen läßt, nachdrücklich hervorgehoben worden ist.

So Verschiedenes also ließ sich Rom gefallen. Aber was heißt „Rom?" Man soll nicht meinen, daß die Rätsel, die uns die Hauptdarstellung des Pariser Cameos aufgibt, für die Zeitgenossen keine Rätsel gewesen seien. Eine solche Darstellung war gewiß auch damals „Caviar fürs Volk". Aber sie war eben auch nicht für das Volk bestimmt. Sie spricht die Sprache der Poesie, das Volk wollte die Ereignisse der Zeit in Prosa hören. Das Wiedererkennen macht für die große Menge die Freude der Kunstbetrachtung aus. Dem diente die leichtfaßliche Nüchternheit jener Wirklichkeitskunst. Eine einzelne allegorische Ge-

---

1) Für die beiden Prachtkameen ist vor allem auf die Besprechung in Bernoullis Römischer Ikonographie und in Furtwänglers großem Gemmenwerk (Tafel LVI u. LX) hinzuweisen. Beide sind auch behandelt in dem Programm des Karls-Gymnasiums zu Heilbronn: Rudolf Hartmann, Zwei Familienbilder des Julisch-Klaudischen Hauses (1914), die Gemma Augustea dann allerneuestens von Emanuel Loewy in den Rendiconti della Pontificia Accademia Romana di Archeologia III 1925 S. 49f., wo die schon von Willers vorgeschlagene Beziehung auf den Triumph des Jahres 7 v. Chr., statt der meist angenommenen auf den des Jahres 12 n. Chr., mit beachtenswerten Gründen empfohlen wird. Zuletzt: Sieveking in der Arndt-Festschrift S. 22f.

stalt durfte man wohl einmischen — wie etwa die Führerin des Gespannes vor dem Wagen des Triumphators auf dem Relief im Durchgang des Titusbogens; sie war entweder auch der großen Menge geläufig und verständlich, oder ihre Unverständlichkeit machte ihr ebensowenig Sorge wie uns — die Gebildeten nicht ausgeschlossen — die allegorischen Spitzfindigkeiten in den Giebelfeldern mancher unserer Staatsbauten. Aber eine große ausschließlich aus solchen Rätselfiguren bestehende Gesellschaft durfte man doch dem Volk nicht zumuten, und eine mit solchen Gestalten bevölkerte Säulenspirale hätte ja auch dem „alexandrinischst" Gebildeten die Geduld und dem gelehrtesten Berater die Puste ausgehen lassen.

Die doppelte oder dreifache Art der Behandlung historischer Stoffe, der weite Abstand, der den Realismus der Säulenfriese von allem Griechischen und auch Hellenistischen trennt, wird uns begreiflich, wenn wir nach Zweck und Gelegenheit der Kunst, nach Absicht und Geschmack der Besteller oder der Betrachter, an die der Besteller zumeist dachte, fragen.

Hier sehe ich einen Mangel der üblichen Betrachtungsweise der antiken Kunstdenkmäler, verschuldet freilich und damit entschuldigt durch die Mängel unserer Überlieferung, die uns fast alles versagt, was die Kunstforschung für andere Perioden aus den Archiven schöpft.

Der Grundsatz „*l'art pour l'art*", der den modernen Künstler zu berechtigen scheint, die Mehrzahl seiner Zeitgenossen nach Belieben vor den Kopf zu stoßen, wobei er auf den Beifall einiger „Eingeweihten" stets rechnen darf, deren überhebliches Gebahren in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Anzahl steht — dieser Grundsatz findet auf die alte Kunst keine Anwendung — wenn man so nicht deuten will das liebevolle Streben nach Vollkommenheit der Arbeit, das wir so oft auch die den Blicken der Betrachter entzogenen Teile der Kunstwerke umfassen sehen — dann freilich recht im Gegensatz zu der gewöhnlichen Auswirkung jenes Grundsatzes in der modernen Kunst.

Die Rolle des Bestellers ist in der Geschichte der antiken Kunst weit wichtiger, die Rücksicht auf ihn weit maßgebender gewesen als man meist denkt, und das gilt nicht minder von dem Betrachter, den der Besteller im Auge hat. Je weniger kunstverständig aber beide sind, um so deutlicher wird sich ihr Wesen den Kunstleistungen aufprägen, weil sie um so eher geneigt sein werden, die Kunst zu kommandieren.

Mag man immer — Wickhoffs übertriebene Vorstellungen ablehnend — die römische Kunst als die Fortsetzung der griechischen ansehen: der Übergang in den Dienst — ja den D i e n s t ! — des Römervolkes konnte nicht spurlos an ihr vorübergehen — um so weniger als sie damals

zu allererst, zu allermeist zu der breiten Masse des Volkes sprechen, der Schaulust der Menge dienen sollte und deren derbem Geschmack nur mit derben Mitteln genügen konnte.

So nur erklärt sich vieles, was die Kunst der Säulenfriese — sozusagen wider besseres Wissen — darzustellen unternahm.

Es ist für mich schlechthin undenkbar, daß der freie Schöpferwille eines großen Künstlers eine Bilderfolge geschaffen haben sollte wie die Reihe der Bauszenen auf den unteren Windungen der Trajanssäule; und auch die Forderungen des Stoffes hätten zu dieser unerfreulichen Szenenreihe nicht geführt, wenn nicht die bescheidene Gestaltungskraft, die ihnen zu Willen war, gebunden und gehemmt gewesen wäre durch eine von jenen Gelegenheitsbildern geschaffene Tradition.

Lehmann-Hartleben ist bemüht, den ganzen Fries der Trajanssäule als das einheitliche Werk eines einzigen großen Künstlers zu erweisen, dessen Streben nach immer größerer Vervollkommnung wir besonders an der Gestaltung der öfter wiederkehrenden Szenen vom Anfang zum Ende verfolgen sollen. Ich glaube nicht an die Art der Entstehung des Ganzen, wie Lehmann-Hartleben sie sich denkt, und gerade weil ich von einigen Bildern nicht gering denke, scheue ich mich, dem, der diese gestaltet hat, auch die vielen mißlungenen aufzubürden. Je mehr Künstler verschiedenen Ranges wir uns an dem Werk beteiligt denken, und je höher wir den Anteil einer weit zurückreichenden bildlichen Tradition und auf diese wieder den Einfluß der jeweiligen Besteller oder maßgebenden Betrachter einschätzen, um so eher können wir die mancherlei Abstufungen begreifen, die von hohen künstlerischen Leistungen bis zu unleugbaren Stümpereien reichen, um so eher auch für verlorene Bilder früherer Zeit aus diesem Sammelbecken der Überlieferungen historischer Bildnerei zuverlässige Züge gewinnen. Wie bei der Würdigung erhaltener Werke, so muß aber auch bei der mutmaßenden Herstellung verlorener die künstlerische Leistung stets in ihrer Abhängigkeit von ihrem Zweck, von den Anforderungen und dem Geschmack des Bestellers gesehen werden. Der heute meist einseitig bevorzugten, nicht selten willkürlich konstruierten Geschichte des „Kunstwollens" — des individuellen wie des periodenweise wechselnden — muß durchaus eine Geschichte der Kunst unter dem Einfluß ihres Publikums an die Seite gestellt werden, soweit sie unter den Bedingungen, mit denen die Kunstforschung auf dem Gebiet des Altertums sich abzufinden hat, überhaupt möglich ist.

DIE GRUNDLAGEN UND VORAUSSETZUNGEN DER RÖMISCHEN REVOLUTION

VON

ULRICH KAHRSTEDT

Seit dem Untergang Makedoniens im Jahre 168 ist die Allmacht Roms im ganzen Bereich der Mittelmeerländer eine unwiderrufliche Tatsache. Neben dem von Korfu bis Lissabon reichenden Riesenstaat existieren nur noch politische Gebilde zweiten Ranges. Makedonien und Illyrien sind zerlegt, Ätolien verstümmelt, Karthago und das Seleukidenreich wund gerieben, das ptolemäische durch schwere innere Zuckungen von seiner Höhe herabgestürzt. Die damals lebende Generation römischer Staatsmänner hat sich mit großer Schnelligkeit daran gewöhnt, sich als die absoluten Herren aller formell frei gebliebenen Staaten zu fühlen. Man erhob den Anspruch, daß jedes Gebiet, dessen politischer Zustand einmal von Rom geregelt worden war — und das war jetzt nahezu bei allen Territorien der Fall — jederzeit von Rom neu geordnet und einem anderen Herrn zugewiesen werden konnte. Römische Kommissionen ordneten an, daß Sparta oder Messene von einem Tage zum andern aus dem Achäischen Bunde ausscheiden sollte. Antiochos IV. wurde mit seinem Heer durch das barsche Befehlswort eines römischen Legaten aus dem eroberten Ägypten weggeschickt, seine Flotte in Cypern erhielt über seinen Kopf weg den römischen Befehl zur Abfahrt, gegen den es keine Auflehnung gab, und Tiberius Gracchus, der Vater der Gracchen, reiste mit kleinem Gefolge durch das ganze seleukidische Reich, um zu prüfen, ob der formell souveräne König gehorsam war.

Das freiheitsstolze Rhodos, das durch fünf Menschenalter betont hatte, daß es niemals einer Großmacht sich untergeordnet, bettelte mit immer neuen Gesandtschaften in Rom um die Bewilligung eines Bündnisses, das nicht mehr sein konnte und sein sollte als die Anerkennung der Vasallenschaft. Jahrelang hing das Damoklesschwert eines römischen Krieges über der Stadtrepublik und dies aus keinem anderen Grunde, als weil rhodische Staatsmänner während des Perseuskrieges getan hatten, was ihnen kein formales Recht genommen hatte: sie hatten an eine Vermittelung zwischen Rom und Makedonien gedacht und ohne auch nur einen Finger gegen Rom zu rühren, am endlichen Siege der italischen Übermacht zu zweifeln gewagt. Das Wort des alten Cato, daß man in Rom hart daran war, Stimmungen und Gesinnungen eines formell freien Volkes zu bestrafen, war bittere Wahrheit.

Die miteinander raufenden ptolemäischen Prätendenten in Ägypten verpetzten sich gegenseitig in der allerunwürdigsten Weise in Rom, Prusias, König von Bithynien, erschien vor dem Senat im Kostüm eines Freigelassenen und bezeichnete sich selbst als einen Libertus des römischen Volkes, um die Erbfolge seiner Krone auch verfassungsgemäß in die Hände des römischen Senats zu legen und auf jede Selbstbestimmung seiner Dynastie feierlich zu verzichten. Man mag zweifeln, ob dieser würdelose König oder ob die Senatsmehrheit, der solche Selbstdemütigung außerordentlich gefiel, die unerfreulichere Rolle in dieser Szene spielt. Wie bisher die griechischen Städte ihr Bundesverhältnis zu den großen hellenistischen Dynastien durch den Kultus der lebenden Könige dokumentiert hatten, so erheben sich jetzt die Tempel der Göttin Roma in den Gemeinden des griechischen Mutterlandes und der Westküste Kleinasiens.

Und das bisher erreichte Maß an römischer Allmacht und allgemeiner Ohnmacht der übrigen Staaten war noch nicht genügend. Mit einer feigen Niedertracht sondergleichen hat die römische Regierung immer von neuem gegen jeden Staat, in dem auch nur noch Reste von Gesundheit, Selbstachtung und Rückgrat vorhanden waren, irgendwelche Feinde aufgehetzt, zugleich den Bedrohten jede Gegenwehr verbietend, durch immer neue Kommissionen immer wahnsinnigere Entwaffnungsforderungen stellend. In Kleinasien war der Pergamenische Staat immerhin noch ein Gebilde zweiten Ranges. Rom hetzte die wilden Kelten, die in seiner Flanke saßen, auf das unglückliche Kulturland, über das alle Scheußlichkeiten eines Barbarenzuges hereinbrachen und römische Kommissare verboten jeden Widerstand, jede Gegenrüstung, sogar jeden Versuch der pergamenischen Könige, auch nur durch direkte diplomatische Verhandlungen mit den Keltenhäuptlingen der Qual ein Ende zu machen. In Syrien wurde der mit einer Brutalität sondergleichen geführte Ausrottungskrieg der Juden gegen das griechische Element immer wieder von Rom ermutigt und unterstützt. Und ein römischer Kommissar hat die Kriegselefanten, die noch einmal das Waffenglück gewendet hatten, verstümmeln und unbrauchbar machen lassen. Selbst das zum Kleinstaat herabgesunkene Karthago war noch ein Gegenstand der Sorge und des Mißtrauens. Jeder Übergriff der numidischen Könige, jeder Streifzug eines Beduinenhaufens fand römische Ermutigung und römische Hilfe.

Der Sieg über Makedonien, das Strafgericht über die griechischen Staaten, die sich ihm genähert oder auch nur Neutralität bewiesen hatten, waren von Gräßlichkeiten begleitet, wie sie die Phantasie weißer Menschen seit Jahrhunderten nicht mehr ausgebrütet hatte. Der ganze Stamm der epeirotischen Molosser wurde im tiefen Frieden von den vorher verteilten

römischen Garnisonen heimtückisch überfallen, jede Ortschaft verbrannt, alle Männer erschlagen, die Frauen und Kinder in endlosen Karawanen auf die italischen Sklavenmärkte verschleppt. 170000 Menschen sind umgekommen oder in Italien verdorben. Keiner der assyrischen Könige früherer Jahrhunderte hat auch nur jemals ein Verbrechen ähnlichen Ausmaßes geträumt, geschweige denn begangen. Gleichzeitig mit den unglücklichen Epeiroten kamen andere Karawanen des Schreckens aus Makedonien und dem Peloponnes. Die ganze soziale Oberschicht des ersteren, fast die ganze des letzteren Landes wurde wie das Vieh zusammengetrieben, bei Todesstrafe die Gestellung von Männern, Frauen und Kindern gefordert und der ganze makedonische Schwertadel, die ganze Intelligenz ältester griechischer Kulturgebiete wie eine Herde nach Italien verschleppt. Was nicht in den Sklavenschiffen erstickte und verkam, hat in den Häusern italischer Landstädte, zum Teil wie entlaufene Sklaven behandelt, ein trostloses Leben zu Ende geschleppt. Zu Tausenden sind die Angehörigen der gebildetsten hellenischen Familien auf dem italischen Mist verreckt. Wer von den Staatsmännern in Böotien, in Thessalien und sonst Gelegenheit fand, durch Selbstmord den Folgen einer durchaus nicht römerfeindlichen, aber doch die nationale Ehre hochhaltenden Politik zu entgehen, mochte sich glücklich schätzen. Rhodische Staatsmänner flüchteten gehetzt von Land zu Land und wie Aussätzige wurden sie überall ausgewiesen, weil das Mißtrauen Roms auf ihnen lastete, bis sie schließlich in römischen Kerkern endeten. Der letzte makedonische König hat in einem Kellerloch in Rom mit seinen Kindern gesessen. Die siegreiche Republik machte den Versuch, die königliche Familie verhungern zu lassen und Aemilius Paullus, der Sieger von Pydna, kam sich sehr human vor, als er dem letzten Erben des Thrones Alexanders des Großen ein Rasiermesser zuwerfen ließ, um ihm Gelegenheit zum Selbstmord zu geben.

Zu gleicher Zeit setzt sich die wirtschaftliche Herrschaft Roms in den verstümmelten Staaten der Mittelmeerwelt immer krasser durch. Die Überfremdung aller Industrie- und Erwerbszweige steigerte sich von Jahr zu Jahr. Eine Aussaugung durch das römische Kapital sondergleichen verstärkte die Greuel der Kriegführung und die Mißhandlung von Freund und Feind, so daß schwere wirtschaftliche und soziale Zuckungen in den Ländern ausbrachen, die, ihrer Arbeitgeberschicht beraubt, am Rande von Hunger und Ruin dahin vegetierten. Durch all unsere Quellen zieht sich immer wieder der Gedanke hindurch, daß Rom ein Kapital des Hasses und der Verzweiflung geschaffen, wie es die Welt noch nie gesehen hatte, einen Haß, größer als der nur die Ohnmacht der alten Kulturländer war, sich gegen ihr furchtbares Ge-

schick zu wehren. Der Größenwahn einzelner Römer, die Brutalitäten der Offiziere und der Wirtschaftsführer, die Verständnislosigkeit halb kultivierter italischer Millionäre auf dem Boden alter und gefestigter Kultur vergrößerten den Ozean des Hasses tagtäglich. Und wo nicht nur die politische Ohnmacht, sondern die unmittelbare römische Provinzialverwaltung einsetzten, kamen alle Schrecken einer systematischen Mißwirtschaft zutage. Die völlige Unfähigkeit der römischen Republik, eine sinn- und zweckmäßige Staatsorganisation durchzuführen, ihre Unfähigkeit, aufzubauen, waren fast das Schlimmste. Man hatte keinen Beamtenapparat zur Verfügung. Genau wie man in Italien selber mit einem Personal regierte, dessen Kopfzahl für einen Kleinstaat kaum genügt hätte, so schickte man in die Provinzen einen Statthalter mit einem kleinen Stab und überließ die Einziehung der Steuern und zum guten Teil alle laufenden Geschäfte privaten Unternehmern, die notwendig zuerst an ihre eigene Tasche denken mußten und die ein Statthalter, auch wenn er gewollt hätte, kaum kontrollieren konnte. Man muß sich immer wieder vergegenwärtigen, welchen ungeheuren Rückschritt Staatsrecht und Staatsverwaltung der römischen Republik mit ihrem grobschlächtigen, weitmaschigen Apparat gegenüber der fein ausgebildeten Verwaltungsmechanik der hellenistischen Staaten darstellten. Die Ablösung der hellenistischen Staatsverwaltung durch römische Statthalter war eine solche Vergröberung und Verrohung wie etwa die Ersetzung der griechischen Stadt durch die Satrapen eines siegreichen Persien gewesen wäre. Man kann fast sagen, daß eine geregelte Verwaltung gar nicht mehr existierte: die Steuerpächter zahlten am Jahresbeginn die vorauszusetzenden Einnahmen an die römische Staatskasse und überschwemmten darauf die unglücklichen Provinzen, um aus ihrem Wirtschaftskörper alles herauszupumpen, was sich erreichen ließ.

Und zugleich wurde es aufmerksamen Augen immer klarer, daß dieses allmächtige Rom, dieses die Welt beherrschende und aussaugende Italien innerlich hohler und hohler wurde. Der hannibalische Krieg hatte in weitaus den meisten Teilen Italiens die Landwirtschaft geknickt und der Import von Provinzialgetreide ließ sie nicht mehr aufblühen. Der Bauernstand verschwand, seine Kapitalien waren im hannibalischen Kriege aufgezehrt und nur wer erhebliches Kapital hatte, konnte daran denken, die wirtschaftliche Konjunktur auszunutzen und überhaupt einen Fuß auf dem Boden zu behalten. Wie den Bauern auf dem Lande erging es den Handwerkern in der Stadt. Die Folge des hannibalischen Krieges war das Aufkommen der Großbetriebe, zum Teil in Händen von Familien, für die das große Ringen gegen Karthago nur ein raffiniert ausgenutztes Geschäft war. Der Mittelstand war proletarisiert, der Bauernstand weit-

hin so gut wie verschwunden, die Städte Italiens wuchsen und füllten sich mit einem neuen Proletariat. In doppelter Hinsicht einem neuen: denn neben den verarmten Italikern stellten sich die bei den Kriegen im Osten massenhaft auf den Sklavenmarkt verschickten Leute aus aller Herren Länder ein. Mit unheimlicher Schnelligkeit verbreiteten sich Griechen und Illyrier, Thraker und Kelten, Aramäer und Phöniker als unterste Arbeitsschicht in den italischen Städten. Eine Industrie, die bald weite Teile des Weltmarktes beherrschte, schoß mit diesen billigen Arbeitskräften in die Höhe. Während die ethnographische Physiognomie Italiens sich von Jahr zu Jahr veränderte und fremdsprachige, oft genug farbige Menschen die Städte füllten, hat der campanische und etruskische Export mit Eisen- und Bronzewaren, mit Keramik und wohl auch Textilien immer neue Absatzmärkte erschlossen. Die jungen Kolonialländer des Westens, Spanien und Nordafrika, die Vasallenstaaten der Republik in der alten Welt des Ostens wurden Absatzgebiete dieser neuen Industrie.

Die Veränderung der wirtschaftlichen Struktur Italiens begann auf das politische Gebiet zurückzuwirken und der erste Leidtragende war das römische Heerwesen. Nach alter Regel diente im Landheer der Mittelstand: nur wer sich selbst ausrüstete, gehörte in die Legion. Das Proletariat stellte die Ruderer der Flotte. Auch wenn die Gesamtzahl der römischen Bürger noch eine zeitlang wuchs, konnte das nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Prozentsatz der Wohlhabenden immer niedriger und ihre Zahl bestenfalls stabil war. Das Plus an Menschen kam immer mehr auf das Proletariat, und als zehn Jahre nach dem Siege über Makedonien zum erstenmal eine Volkszählung einen leisen Rückgang der Bevölkerungszahl erkennen ließ, waren alle politisch denkenden Kreise mit Recht alarmiert: das Reservoir für die Armee, die die Weltherrschaft geschaffen hatte und erhalten mußte, wurde merklich schmaler. Nicht, daß man nicht schon früher auf die wirtschaftlichen Probleme aufmerksam geworden wäre, auch in den Jahrzehnten nach dem hannibalischen Kriege hat man von Fall zu Fall Ackerkolonien, wenn auch in kleinem Umfange, geschaffen, um mit staatlichen Mitteln armen Bürgern eine neue Existenz zu eröffnen. Aber auch diese Schritte, die nicht mehr als einen Tropfen auf den heißen Stein bedeuteten, schliefen ein und die Wirtschaftsinitiative der Regierung ließ in demselben Maße nach, wie die Versuchung wuchs, die politische Macht auf die Ausbeutung der alten Kulturländer zu konzentrieren. Es war gut gemeint, aber natürlich ein Schritt, der alle staatliche Mitarbeit beim wirtschaftlichen Wiederaufbau ausschloß, wenn bald nach dem Ende des hannibalischen Krieges das Gesetz erging, jedermann dürfe bis 500 Morgen auf dem herrenlosen römischen Staatslande gegen eine mäßige Abgabe okkupieren. Man schob

die Verantwortung für die wirtschaftliche Verödung der weiten Gebiete von der Regierung ab und doch waren es nicht die verarmten Bauern, die zugreifen konnten, sondern nur wieder die großen Kapitalistenfamilien senatorischen oder ritterlichen Ranges, die dabei neue Millionenwerte in die Hände bekamen. Der kleine Mann hatte nicht die Mittel, sich ein Haus und ein Inventar zu schaffen und das Risiko des ersten Einrichtens oft auf verwildertem Boden zu tragen.

Während die breite Masse verarmte, wuchs der Luxus der Oberschicht in immer rascherem Tempo. Nicht nur in die Kreise der neuen Parvenugeschlechter, sondern auch in Häuser mit guten alten Namen zog ein neuer Geist ein. Polybios schildert uns die jeunesse dorée dieses allzu rasch zur Welthauptstadt gewordenen Rom. Ein raffinierter und oft recht roher Luxus riß ein, schon beginnen die ersten Klagen über die Ehescheu und die Abneigung, Kinder aufzuziehen und das Vermögen zu teilen.

Zu all dem aber tritt noch ein anderer, gänzlich neuer Faktor. Italien war politisch nicht einheitlich gestaltet. Neben den römischen Bürgergebieten lagen, mehr Land als jene umfassend, die Gemeinden der Socii. Bis zum hannibalischen Kriege hatte diese politisch-rechtliche Abstufung praktisch nicht viel bedeutet. Römer und Socii trugen die gleiche wirtschaftliche Physiognomie, hatten die gleiche soziale Struktur, damit die gleichen Anschauungen und die gleichen Interessen. Gelegentliche Reibungen hatten niemals größere Bedeutung erlangt. Das wandelte sich jetzt. Die Socii hatten nicht entfernt in dem gleichen Maße wie das herrschende Volk im hannibalischen Kriege gelitten, der gerade die römischen Bürgergebiete mit verheerender Wucht traf. Während die oben skizzierte Wandlung der Physiognomie Italiens im Bürgergebiet sich mit ungeheurer Schnelligkeit vollzog, blieben die anderen Landesteile viel stärker agrarisch und bäuerlich. Statt des politischen Rangunterschiedes, den die wenigsten jemals am eigenen Leibe spürten, bedeutete das Nebeneinander von Römern und Socii fortan zum guten Teil einen Gegensatz von Stadt und Land, von Industrie und Bauerntum. Und wie die rohen Übergriffe einzelner römischer Herren, geboren aus dem Vollgefühl der unangreifbaren Weltherrschaft, in den Provinzen und Vasallenstaaaten sich jagten, so setzten sie auch hier gegenüber den Socii ein. Das Meer von Haß, das außerhalb Italiens die Welt gegen Rom erfüllte, begann wie ein zersetzendes Grundwasser im Gefüge der italischen Bevölkerung selbst sich auszubreiten. Und es gab kaum ein Mittel, dem abzuhelfen. Das souveräne Volk von Rom, das die Volksversammlungen besuchte und die letzten politischen Entschlüsse zu fassen hatte, war ein anderes als das der Hannibalkämpfer. Die

Pflastertreter und Tagediebe, die auf die Lebenshaltung von Sklaven herabgesunkenen Proletarier, die den populus Romanus darstellten, wollten von ihrer Weltherrschaft profitieren. Sie schrieen nach Festen und Spielen, nach Absperrung gegen die Socii, um bei den Wagenrennen oder der Verteilung von Spenden möglichst wenig Konkurrenten zu haben. Es war unvermeidlich, daß diese neumodischen Römer, die den alten soliden Bauern- und Handwerkerstand ersetzten, von ihren Abstimmungen leben wollten: es machte sich ganz von selbst, daß man anfing, bei den Wahlen und Beschlüssen auf dem römischen Forum den Stimmberechtigten ein Trinkgeld in die Hand zu drücken. Was geschah, war dem Gesindel doch gleichgültig, warum sollte man nicht mit ein paar Säcken voll Geld statt mit Gründen den Gang der Volksversammlungen dirigieren? Es gab eben nicht mehr Grundherren und Bauern, sondern in zunehmenden Umfange Parvenus und Pöbel, die sich in Rom gegenüberstanden. Das Bedürfnis, das Volk zu bezahlen, korrumpierte die Verwaltung; die Erpressungen in den Provinzen, die den unglücklichen Untertanengebieten das Blut aus den Adern sogen, wurden von den politischen Bedürfnissen der regierenden Aristokratie einfach diktiert. Unterschlagungen von Staatsgeldern waren der nächste unvermeidliche Schritt.

Das souveräne Volk hatte nichts dagegen. Die Trinkgelder bei den Wahlen, von denen man lebte, stammten ja aus jenen unsauberen Quellen, wo hätte man ein Motiv hernehmen sollen, irgend jemandem einen Reinigungsprozeß empfehlenswert zu machen? Man stand in einem verhängnisvollen circulus vitiosus: die Herren lebten politisch von dem Pöbel, der den Apparat hergab, um Ämter und Statthalterschaften zu verteilen und damit die Provinzen zu bedrücken. Und der Pöbel lebte von den Geldern, die die Herren aus ihrer Beute bei der nächsten Wahl ausstreuten. Raubkriege im Interesse der regierenden Oberschicht durchzusetzen, war ein Leichtes. Die Pflastertreter auf dem Forum waren nicht wehrpflichtig, da sie den Vermögenssatz für den Legionar nicht entfernt erreichten. Ihretwegen konnte soviel gefochten werden, wie die großen Herren Lust hatten. Der Gedanke, durch Kriminalverfahren einzelne von den Peinigern der Provinzen und Vasallenstaaten zu fassen, bot wenig Aussicht: auch die Gerichtsentscheidungen lagen in letzter Instanz beim Volk, bei demselben Gesindel, das Wahlen und Gesetze machte.

Die offene Bestechung einzelner Senatoren durch Wirtschaftsinteressen und namentlich durch Vasallenfürsten setzt ein. Sie war noch nicht das Schlimmste. Im Grunde war es völlig gleichgültig, ob bei einem Thronfolgestreit etwa in Bithynien dieser oder jener Prinz

zur Regierung kam. Der römische Senator mochte gar nicht das Gefühl haben, seine Ehre zu verkaufen, wenn er für den Prätendenten stimmte, der vorher bei ihm Besuch gemacht und der Tochter des Hauses ein Perlenkollier überreicht hatte. Immerhin betrat man mit solchen Entschlüssen unwiderruflich eine sehr schiefe und sehr bedenkliche Ebene. Eine Cliquenwirtschaft schlimmster Art wurde allmählich zur Selbstverständlichkeit. Bei allen Feldzügen römischer Heere in dieser Zeit fällt es auf, daß im Falle der Verhinderung des Höchstkommandierenden niemals die rangnächsten Offiziere, sondern stets Verwandte eintreten. Als Scipio zum Beispiel gegen Numantia zog, hat er die Mobilmachung in Italien seinem Vetter, eine vorübergehende Vertretung vor dem Feinde seinem Bruder übertragen. Und so machte es alle Welt. Im Jahre 137 sollte der Konsul Mancinus, der vor Numantia kapitulierte und dessen Vertrag der Senat als ungültig behandeln wollte, den Sündenbock abgeben und den Numantinern ausgeliefert werden. Ihm ging man mutig ans Leben, aber sein Tribun, Tiberius Gracchus, der den Vertrag mit unterzeichnet und die formelle Verantwortung übernommen hatte, wurde ängstlich geschont. Er war ein Enkel des alten Scipio und ein Schwager des kommenden Höchstkommandierenden Scipio Aemilianus. Die Wahlen wurden immer mehr zu einer Reihe von Aktionen einzelner Adelscliquen, die Volksversammlung war längst die reine Farce und das harte Wort des Sallust, daß die Nobilität das Konsulat von Hand zu Hand in sich weitergebe, trifft schon für die Mitte des zweiten Jahrhunderts zu. Bedenkenlos wurden große politische Interessen denen der Clique aufgeopfert. Der Prokonsul Q. Pompeius hat im Jahre 141 seine Armee in Spanien absichtlich verlottern lassen, sogar das Kriegsmaterial zum Teil verkauft und verschleudert, weil sein Nachfolger sein persönlicher Gegner war, dem er die Gelegenheit zu Siegen mißgönnte. Die Einrichtung der Zensur mit ihrem Recht, Senatoren, deren Ehrenschild nicht ganz blank war, öffentlich zu tadeln oder aus dem Senat zu stoßen, verlor ihre alte Wirksamkeit. Die Zensoren waren selbst zu tief in das Treiben der politischen Cliquen verstrickt, als daß sie frei nach ihrem Gewissen hätten handeln können.

In diese innerlich verfaulte politische Welt trafen nun die schweren spanischen Kolonialkriege, Kriege ohne große rangierte Schlachten, ohne Gelegenheit, weithin hallende Ruhmestaten zu verrichten, eine Serie von Kleinkriegen aufreibendster und blutigster Art, in ihrer Gesamtheit ein Aderlaß, der das italische Volk der Zeit nach dem hannibalischen Kriege mit furchtbarer Härte traf.

An der Jahrhundertwende hatte Rom einen schmalen Streifen Landes von den Pyrenäen über Gibraltar bis etwa zum Kap Sankt

Vincent aus karthagischer Verwaltung übernommen. Ein unmögliches geographisches Gebilde, das zu seiner eigenen Sicherung ständige Unternehmungen gegen die jeweils nächstsitzenden freien Stämme des Hinterlandes nötig machte. Mit Naturnotwendigkeit wurde die Landgrenze immer weiter von der Küste abgerückt und jeder neue, in die Provinz aufgenommene Stamm bedeutete eine neue, ebenso unmögliche und ebenso schwer zu verteidigende Landgrenze. Es bedurfte keiner Eroberungssucht und keiner Raubgier von Seiten der römischen Verwaltung, um jedes Jahr irgendwo Kolonialkämpfe aufflackern zu lassen. Eine solche Raubgier aber kam in steigendem Umfange hinzu. Spanien war das Silberland des Altertums und Silberschätze waren auch bei recht primitiven Stämmen des Hinterlandes vorhanden oder wurden zum mindesten dort vermutet. Grund genug für jeden römischen Statthalter, die ohnehin schwer zu vermeidenden Kriege künstlich hervorzurufen und zu Fischzügen für die eigene Tasche zu gestalten. Dieser endlose, durch Jahrzehnte sich fortschleppende Krieg wurde nun vollends vergiftet durch die Unfaßbarkeit des in unwegsamen Gebirgen sich versteckenden Gegners, der mit allen Mitteln spanischer Guerilla aus dem Hinterhalt focht, jedem ernsten Schlage auswich und bald hier bald dort einzelne Abteilungen vernichtete. Es soll nicht entschuldigt werden, aber es ist erklärlich, wenn die römischen Feldherren, sobald sie einmal eines Stammes habhaft werden konnten, unter schnödestem Wortbruch und mit blutigster Grausamkeit die Spanier ausmordeten und jeder Brutalität und Scheußlichkeit ihrer Untergebenen freie Bahn ließen.

Das für die allgemeine römische Geschichte Wichtigste aber ist die Tatsache, daß immer wieder solche Kriege gegen den ausdrücklichen Befehl des Senats vom Zaun gebrochen wurden. In Rom mochte man mit Rücksicht auf das zusammenschrumpfende Menschenreservoir jedes überflüssige Gefecht verdammen: in den spanischen Bergen war die Versuchung zu Raubzügen, war schließlich auch die Notwendigkeit, die Provinzen offensiv zu verteidigen, stärker als alle Staatsprinzipien. Im Jahre 151 hat Lucullus, im Jahre 137 Lepidus einen solchen selbstherrlichen Raubzug gegen Stämme des inneren Spanien unternommen, der letztere trotz der Anwesenheit von Senatsboten, die ihn verwarnten. Der erstere kam, obwohl dies angeregt wurde, nicht vor Gericht, der letztere erhielt eine Geldstrafe, die gegenüber der gemachten Beute wenig bedeuten konnte. Im Jahre 151 hat Servius Galba eine Schlacht gegen die Lusitanier verloren und sie schließlich durch das Versprechen von Landanweisungen im fruchtbaren Baetistal zur Niederlegung der Waffen verlockt. Die ahnungslos sich in ihre neuen Siedlungen verteilenden Lusitanier wurden sodann auf Befehl des Statthalters überfallen und

massakriert. Die reiche Beute, die Galba in die Hände fiel, hat er selbst in die Tasche gesteckt, um sie bei den Wahlen für seine politische Clique und bei dem zu erwartenden Prozeß wegen seiner Selbstherrlichkeit nutzbringend zu verwenden. Er hat richtig gerechnet. Im Jahre 149 wurde er vom Volksgericht mit Glanz freigesprochen, ein Ereignis, das selbst in dem gesunkenen Rom dieser Tage ungeheuren Eindruck machte und bei all denen, die noch einen Funken alter Ehre im Leibe hatten, die höchste Entrüstung erregte.

Spanien ist das größte Beispiel für die Selbstherrlichkeit, die Brutalität und die Raubgier der Statthalter. Im Feldzuge gegen Karthago hat aber Calpurnius Piso gegen libysche Stämme, wenige Jahre darauf (143) Appius Claudius gegen die Salasser am Fuße der Alpen nicht anders gehandelt. Hier wie in Spanien haben Feldherren, deren Kraft zu einem ehrlichen Siege nicht langte, durch ein feiges Gemetzel unter Wehrlosen den ihnen nötigen Ruhm und die für die nächsten Wahlen unentbehrlichen Gelder eingeheimst.

Spanien, Afrika, die Alpen sehen immer neue Niederlagen römischer Heere. Es war kein Wunder, wenn die Maschinerie der Armee, die täglich so mißbraucht wurde, aus den Fugen ging. Mehrfach haben ganze römische Heere vor wilden spanischen Völkerschaften kapituliert. In Makedonien und vor Karthago wurden gleichzeitig Kriege, die für das riesige römische Reich unter normalen Verhältnissen eine Kleinigkeit hätten darstellen müssen, mit schweren Niederlagen regulärer Heere eingeleitet. Und der fast einzige bedeutende Militär dieser Generation, der jüngere Scipio, hat vor Karthago und vor Numantia damit anfangen müssen, die primitivsten Selbstverständlichkeiten der Heereszucht wiederherzustellen: die Soldaten, deren Vorbild jene oben charakterisierten Generale waren, hatten das gegebene Beispiel auf dem Gebiet von Selbstherrlichkeit und Verlotterung eifrigst nachgeahmt. Die Flotte zerfiel vollends. Hier wäre der Pöbel, der in Rom die Wahlen und Gesetze machte, nach dem geltenden Recht wehrpflichtig gewesen. Die herrschende Aristokratie konnte es nicht wagen, die Laune der Leute zu verderben, die man brauchte, um die Ämter und Provinzen gegen ein festes Trinkgeld im Kreise der regierenden Familien reihum gehen zu lassen. Das gewaltige römische Reich mit einer seemännischen Bevölkerung an drei Meeren mußte, um die eine Hafenausfahrt in Karthago blockieren zu können, Schiffe der östlichen Vasallenstaaten aufbieten und selbst dann war es ein Zufall, daß man gegen eine improvisierte karthagische Flotte einigermaßen erfolgreich abschnitt. Es war in der Tat knapp ein Menschenalter nach der Schlacht von Pydna ein Wunder, daß das römische Reich aufrecht stand. Die primitive Unkultur der westlichen Mittelmeerländer

und die hoffnungslose, aus jahrzehntelanger Zerfleischung und Aussaugung geborene Ohnmacht des alten Ostens machten dieses Wunder begreiflich.

Gegen Ende der 50er Jahre des zweiten Jahrhunderts spitzten sich die spanischen Dinge besonders schnell und scharf zu. In den Jahren 153—151 betrugen die Menschenverluste auf spanischem Boden etwa vier volle Jahrgänge der in Italien landdienstpflichtigen Mannschaft: der Aderlaß war kaum schwächer als in den Jahren von Hannibals furchtbarsten Schlägen in Italien und er traf einen schon blutleer gewordenen Körper. Es war kein Wunder, daß im Jahre 152 zum erstenmal Schwierigkeiten bei der Aushebung begegneten, der Ersatz wurde knapp, die Aushebungsoffiziere stellten ganz junge Leute ein, die Hiobsposten aus Spanien riefen unter der Mannschaft und im Senat eine Panik hervor, wie sie in der Geschichte der römischen Armee nie vorgekommen war. Als die Prokonsuln Legaten zu ihrem Stabe anforderten, meldete sich niemand. Die Militärtribunen, also altgediente Soldaten, die bis dahin mit voller Selbstverständlichkeit bei jedem Feldzug sich zur Verfügung gestellt hatten, drückten sich aus Rom. Die unmittelbare Folge war selbstverständlich, daß die Rekruten es nicht anders machten, daß sie streikten und schwere Fälle von gewaltsamer Widersetzlichkeit und Meuterei sich jagten. Bei den Aushebungen für das nächste Jahr wiederholte sich die Szene, verschlimmert durch einen Vorgang, der symptomatische Bedeutung gewann. Seit Jahrhunderten gab es die Einrichtung der Volkstribunen, dazu bestimmt, mit einer diskretionären Gewalt Härten des Verwaltungsweges durch persönliche Schutzgewährung im Einzelfalle zu mildern. Es war ein Vorgang von unabsehbarer Bedeutung, daß im Jahre 151 ein Volkstribun dieses sein Recht dahin ausnutzte, gegen die Aushebung ein Veto einzulegen und als offener Parteigänger meuternder Rekruten den amtierenden Konsul zu verhaften. Das Ende war, daß der Senat losen ließ, wer nach Spanien gehen sollte. Es war ein erstes Nachgeben vor der Straße, eine erste schwere Erschütterung der Autorität, und das Verbot, mehr als einen Jahrgang auszuheben, das vor kurzer Zeit noch ein vernünftiges Gesetz dargestellt hätte, war jetzt auch wenig mehr als eine Kapitulation vor meuternden Soldaten. Die Unruhe griff auf die mobile Armee über. Im Jahre 139 mußte der Prokonsul Caepio in Spanien vor meuternden italischen Reitern um sein Leben flehen. Im Jahre 138 hatten die Desertionen in der Kolonialarmee in Spanien solchen Umfang angenommen, daß man behauptete, mehr als die Hälfte aller Soldaten säße irgendwo an der Küste oder gar in Italien, statt in ihren Standorten an der Barbarengrenze. Und es sieht so aus, als wenn auch in Italien selbst im Gebiete der Socii Zuckungen

ernsterer Art vorgekommen sind. Eine Inschrift aus Tibur, die uns sehr fragmentarisch erhalten ist, enthält die Anerkennung des Senats für die Gemeindeverwaltung der genannten Stadt, daß sie an irgendwelchen offenbar sehr bösen Vorgängen keine Mitschuld trage.

Man mag sich die Frage vorlegen, ob die römische Revolution noch nötig hatte, mit dem Auftreten des Tiberius Gracchus auszubrechen. In einer Zeit, wo die Kolonialgouverneure gegen den Befehl der Zentralgewalt Privatkriege führen, wo ihre Heere offen meutern, wo die Rekruten die Aushebungsoffiziere mit Knütteln und Steinwürfen begrüßen, ist schon ein recht erheblicher Bedarf an Revolution gedeckt.

Wie schon gesagt: die Basis dieses durch und durch ungesunden Zustandes lag in der Ohnmacht aller der Völker und Staaten, die unter Roms Aussaugung seufzten und es mit ihrem Haß verfolgten, und in dem Behagen des Stimmviehs auf dem römischen Forum, das keine Steuern zahlte, das keine Militärdienste leistete, das nur stimmte und sich bezahlen ließ. Die herrschende Schicht hat es verstanden, durch kluges Entgegenkommen in Äußerlichkeiten das Gesindel bei Laune zu erhalten. Wo die Geldzahlungen nicht genügten, machte man Gesetzesbestimmungen, die mit starken Worten die Souveränität des Volkes unterstrichen und seiner Eitelkeit schmeichelten. Durch eine Reihe von Gesetzen seit 139 wurde die geheime Abstimmung in Volksversammlungen und Volksgerichten eingeführt und dabei stark betont, daß der demokratische Gedanke damit einen großen Sieg erfochten habe. Die Folge war natürlich, daß die Pflastertreter auf dem Forum im Vollgefühl ihrer noch vertieften Souveränität erst recht für ihre Geldgeber stimmten.

Nun jedoch kam das große Aber: die Menschenverluste in den spanischen Kriegen zwangen die Regierung dazu, künstlich das Rekrutendepot für die Landarmee zu erweitern. Bald nach 150 — das genaue Jahr ist uns leider nicht bekannt — wurde der Zensus für die Dienstpflicht in den Legionen herabgesetzt. Bisher hatte man erst von 11000 As Vermögen an als Legionar zu dienen, fortan von 6000 As an. Von jetzt an wurden die Pflastertreter in der Hauptstadt zum Teil mit erfaßt, denn der neue Satz war unerhört niedrig, und damit wurde die ganze politische Lage geändert. Das bis dahin so gefügige Stimmvieh auf dem Forum fing an, in der Politik der großen Herren ein Haar zu finden. Bis dahin hatte eine Agitation gegen die bestehenden Zustände keine Stelle gehabt, wo sie einsetzen konnte. Jetzt begann die Menge auf dem römischen Forum der Agitation zugänglich zu werden. Natürlich trat die Wendung nicht von einem Jahr zum andern in den Vordergrund. Aber wenn in der Gracchenzeit das gefügige Stimmvieh zu einer politisch

erregbaren Menge geworden ist, so ist jene Neuordnung der Heeresdienstpflicht sicher ganz entscheidend gewesen.

Jedoch auch ohne die Erleichterung einer Agitation war seit Jahren die Stimmung aller politisch Nachdenkenden von dem bangen Gefühl beherrscht, daß es so nicht weiter ging, daß eine Reform an Haupt und Gliedern bitter not tat: das Reich vermorschte, ringsum brandete der Haß unglücklicher Völker immer höher, im Osten erhob die soziale Revolution in den ausgesogenen und wirtschaftlich zertretenen Gebieten ihr Haupt, bald hier, bald dort aufflackernd. Das Zertreten des Hellenismus durch Rom zeitigte immer klarer als verhängnisvollste aller Folgen das Erwachen des Morgenlandes, das Aufstreben von jungen, ihres Volkstums bewußten farbigen Nationen. Es waren nicht die schlechtesten unter den Trägern alter römischer Namen, die das Gefühl hatten, daß die Kulturwelt zu verbluten drohte, und daß es die historische Mission und die historische Schmach Roms zu werden drohte, die Zivilisation eines halben Jahrtausends in die Nacht zurückgestoßen zu haben. Reformideen und Reformgesetze wurden in allen Parteien in Rom ausgebrütet. Der alte Cato hat selbst mit seiner ganzen Autorität den Kampf um die Verurteilung des Lusitanierschlächters Galba geführt. Die Freisprechung des letzteren gab den Anlaß, für Prozesse wegen Mißhandlung von Provinzialen endlich einen ständigen Gerichtshof zu schaffen, um das notorisch bestechliche Volksgericht an der Anrichtung weiteren Unheils zu verhindern: die berühmte quaestio perpetua de repetundis. Einige Gesetze machten den gutgemeinten Versuch, wenigstens den allerärgsten Symptomen der Zersetzung zu Leibe zu gehen. Ein Luxusgesetz sollte den Geldbedarf und damit die Notwendigkeit zu plündern für die großen Herren beseitigen. Ein Gesetz über Wahlbestechung hatte die gleiche Tendenz, und Catos politischer Antipode, der jüngere Scipio, gab als Zensor der Stimmung weiter Kreise Ausdruck, indem er das offizielle Staatsgebet, das er zu sprechen hatte, von sich aus abänderte und um die Erhaltung, nicht mehr um die Erweiterung des Reiches zu den Göttern flehte. Man sieht: die Erkenntnis bitterer Reformbedürftigkeit setzt sich durch. Man verbirgt sie nicht und sucht nach Mitteln und Mittelchen, um Mißstände zu beseitigen, deren Schrecklichkeit sich aller Augen täglich von neuem aufdrängt.

Das Gefühl für die Notwendigkeit einer Reform wurde um so stärker, als die soziale Revolution und ihre Ideen, von denen wir eben kurz sprachen, allmählich für einen sozial so kranken Körper wie Italien gefährlich werden mußten. Sie fing im Osten an. Die furchtbare Aussaugung und Leerpumpung der östlichen Wirtschaftskörper, die Verarmung und die Verzweiflung von Millionen von Menschen hatten, wie

gesagt, das Niedertreten der Hellenen als herrschender Nation begleitet. Die Oberschicht war in weitem Umfange verschleppt oder ruiniert. Was in den alten Kulturländern des Ostens lebte, war vielerorts nur noch ein Pöbel ohne Maßstab für politische Machtverhältnisse, ein Pöbel, bei dem der Hunger sich in Haß gegen die römischen Kapitalisten und der Haß gegen den wirtschaftlichen Ausbeuter in einen solchen gegen die nationale Fremdherrschaft umwandelte. Und wie mit ungeheuren Schritten die breite Masse aufstrebte, so taten es mit einer von vornherein nationalen Färbung der Bewegung die Untertanenvölker, die den Hellenismus zerbrochen sahen und nun sich ihrer Individualität bewußt wurden: Ägypter, Araber, Juden, Aramäer, Armenier, Kappadokier, Galater usw. Es rächte sich furchtbar, daß Rom in seinem Zerstörungswahnsinn gegen alle festgeordneten Staaten des Ostens diesen Untertanen der letzteren selber die Waffen in die Hand gedrückt hatte. Nicht umsonst hatten die Kelten im pergamenischen, die Juden im syrischen Reiche gehaust. Jetzt erwachte das Selbstgefühl dieser östlichen Völker auch gegenüber Rom. Ein Asiate hat die Tat gewagt, die keinem griechischen König und keinem griechischen Staatsmann mehr in den Sinn kommen konnte und hat dem römischen Legaten, der die Kriegselefanten der Seleukiden verstümmelte, das Messer ins Herz gestoßen. Der Hellenismus war tot, über seiner Leiche sahen sich der westliche Kapitalismus und das erwachende Asien zum erstenmal ins Auge.

In Kilikien und Phönikien hören wir von Unruhen gegen die seleukidische Krone. Die Papyri aus dem Serapeion bei Memphis zeigen uns, wie der Gegensatz zwischen Weißen und Farbigen, zwischen Griechen und Fellachen, zwischen Gebildeten und Ungebildeten bis zu einer ständigen Verfolgung und Gefährdung der ersteren sich zuspitzt. Polybios bucht immer wieder, daß in den Zeiten des römischen Friedens die Bevölkerungszahl zu sinken beginnt. Auch die Budgets verarmen: die Zahlen des dritten Jahrhunderts kommen dem neuen Geschlecht ungeheuerlich vor. Überall muß man haushalten, Antiochos III. muß versuchen in Elam, Seleukos IV. in Jerusalem durch einen Griff in die Tempelschätze die Ebbe in seiner Kasse auszugleichen. In Ägypten verschwindet das Silber aus dem Verkehr, die Drachme schrumpft auf ein Zwölftel ihres Wertes zusammen, kleinasiatische Inschriften zeigen, daß auch hier die Valuta sich entwertete: man bedingt Zahlung in altem Gelde in Verträgen ausdrücklich aus.

Sogar die Landwirtschaft fängt in Ägypten an, von ihrer alten Höhe zu sinken, die Unruhen der fellachischen Bauern machen den Betrieb unrentabel, selbst die Priesterschaft sieht sich von randalierenden Päch-

tern bedroht, bei Aufläufen werden die Archive verbrannt und die Regierung muß, um noch Pächter für ihre Domänen zu finden, den Rabatt für pünktliche Ablieferung der Pachtbeträge erheblich erhöhen.

Ohne die Beimischung des nationalen Gegensatzes, aber nicht minder scharf und blutig flackern die sozialen Kämpfe im alten griechischen Sprachgebiet empor. In Ätolien, Thessalien und den Nachbargebieten, ferner in Kreta, kommt es fast Jahr für Jahr zu blutigen Aufständen der ärmeren Klassen. Schon im Kriege gegen Perseus versucht die römische Politik den Gegner dadurch in der öffentlichen Meinung Griechenlands anzuschwärzen, daß sie ihn der heimlichen Zusammenarbeit mit der sozialen Revolution beschuldigt. Und je weiter wir herabgehen, desto krasser werden die Verhältnisse. Makedonien, seiner Oberschicht besonders gründlich beraubt, hat 162 und 152 Revolutionen durchgemacht, die gelegentlich die Ausmordung ganzer Behörden zur Folge hatten, das unglückliche Land, ständig am Rande des Verhungerns dahin vegetierend und ständig unter dem Zugriff barbarischer Wilder auf allen Seiten, mußte früher oder später in den Abgrund versinken. Im Jahre 149 gelingt es einem hergelaufenen Abenteurer, die breiten Massen zur Aufrichtung eines makedonischen Proletarierstaates mitzureißen und den Kampf gegen den Kapitalismus, das heißt gegen Rom, mit Schwertern oder wenigstens Knütteln zu führen. Fast genau gleichzeitig hat der arbeitslose Pöbel von Athen, weil er nichts mehr zu brechen und zu beißen hatte, die benachbarte Ackerbürgerstadt Oropos ausgeplündert und ebenfalls gleichzeitig versank der Peloponnes in der reinen sozialen Revolution. Die χείριστοι, der ὄχλος, das πλῆθος τῶν ἐργαστηριακῶν bekommen die Macht in die Hand, die Schulden werden kassiert, die Sklaven befreit, bald der Privatbesitz konfisziert und in den größeren Städten, Korinth an der Spitze, erfolgt die Ausmordung der Bourgeosie durch das souveräne Proletariat, die Abschlachtung aller Besitzenden und Gebildeten: die „Faustherrschaft der Armen", wir würden sagen die Diktatur des Proletariats wurde ausgerufen und verwirklicht. — Hier hat Rom, wie wir wissen, durchgegriffen, den makedonischen und den peloponnesischen Seuchenherd mit der Schärfe des Schwertes ausgeräumt und Korinth als die Hochburg des revolutionären, klassenbewußten Proletariats zerstört. Der Bolschewismus 24 Stunden jenseits von Brindisi war ein solches Alarmzeichen, daß selbst die gewissenloseste aller kapitalistischen Republiken einmal an anderes denken mußte als die Aussaugung ihrer Untertanen.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß die Reformideen in Rom ohne Rücksicht auf die alten politischen Parteien immer von neuem ihr Haupt erhoben. Es war durchaus nicht so, daß etwa die alten Konservativen

mit dem bestehenden Zustand zufrieden, die Populären reformfreundlich waren. Erst recht nicht so, daß alles Auskosten bestehender Vorteile auf der einen, aller aufopferungswillige Idealismus auf der anderen Seite war. Die Konservativen Aemilius Paullus und Scipio Aemilianus und ihr politischer Antipode Cato sind die Wortführer von Anstand und Reinlichkeit. Von den oben genannten üblen Subjekten aus den spanischen Kolonialkriegen zählten sich Quintus Pompeius zum Scipionenkreis, Lucullus, Lepidus und Galba zu der Gegenpartei. Aber ob man eine Generalreform an Haupt und Gliedern eröffnen sollte, darüber waren doch die Menschen noch sehr verschiedener Ansicht. Scipio forderte immer wieder Ruhe und warnte vor Experimenten: der morsche Bau ertrüge keine Erschütterung mehr, ein bei den Personen und der täglichen Verwaltung beginnender Reinigungsprozeß, mit behutsamen Händen angefangen, schien ihm der Weg aus dem Elend zu sein. Auf der anderen Seite waren alle Gegner der Scipionen für eine grundlegende Umwälzung der Verfassung, für riesige Reformgesetze auf allen Gebieten. Ideelle und oft auch recht niedrige Motive persönlicher Gegnerschaft gegen Scipio und seinen Kreis ließen eine Reformpartei entstehen, ohne daß ihr Personenbestand sich mit dem der alten Popularpartei deckte. Scipios eigener Schwager, Tiberius Gracchus, schwenkte ins andere Lager über und wurde bald zu seinem Wortführer: die Familien spalteten sich nicht minder als die alten Parteien gegenüber dem furchtbarsten Problem, das römische Politiker jemals vor Augen gehabt hatten.

Was waren nun die Ideen, was war das Programm der Reformpartei? Es ging aus von dem wirtschaftlichen Gebiet, mit dem man zugleich das militärische traf. Einen Mittelstand galt es zu schaffen, er sollte das versiegende Rekrutendepot für die Legionen beleben und die soziale Kluft, die zwischen Arm und Reich den ganzen Staat spaltete, überbrücken und ausfüllen. Für die Schaffung eines solchen kam nun ziffernmäßig nur der Bauernstand in Frage. Eine Neubelebung des Handwerkerstandes hätte die erstrebte Gesundung ganz Italiens nicht verwirklichen können. So wird der erste und oberste Programmpunkt der Reform die Aufteilung des riesenhaften ager publicus, die Durchführung einer großzügigen Siedlung bäuerlicher Art, unter Berufung auf das schon fast vergessene Gesetz, daß niemand mehr als 500 Morgen auf ihm besitzen dürfe. Dieses Mittel sollte zugleich die Finanzen heilen: die Abgaben für die Bodenpacht auf dem ager publicus sollten sorgfältiger eingetrieben werden und, sobald ganz Italien mit gesunden Bauernhöfen angefüllt war, alljährlich einen erheblichen Steuerbetrag abwerfen. Und nicht nur Armee, Finanzen und soziale Frage, sondern auch das Verhältnis zwischen den römischen Bürgern und den Socii sollte geheilt

werden, die soziale Physiognomie beider Gruppen einander angeähnelt, der Gegensatz, der sich in der letzten Zeit herausgebildet, wieder versöhnt werden. Ja noch mehr, die Provinzen sollten in eine neue, bessere Zeit eintreten. Wenn Rom eigenes Getreide baute, eigene Steuerquellen hatte, eigene Mannschaften ins Feld schickte, konnte das Erpressen von Geld, Korn und Rekruten bei den Untertanen aufhören. Die Sklavenherden, die man dem Arbeitsmarkt der Untertanen entzog und die in Italien zusammengeballt den Nährboden sozialer Unruhen bilden konnten, mußten dann absterben und das gesunde Italien der Hannibalkämpfer lebte auf inmitten einer von allem Haß gegen Rom befreiten Welt. Hier schien der Hebel zu allem zu liegen. Von der Siedlung ausgehend, konnte man auf gesetzgeberischem Wege alle Übel in der Welt heilen.

Aber noch mehr forderte die Reformpartei: Sie griff auf das rein politische Gebiet über und verkündete, die Senatsherrschaft habe das ganze unendliche Unglück über Italien und die Provinzen gebracht. Wenn man sie beseitigte und eine wahre Demokratie einführte, so müßte zwangsläufig ein ehrliches und anständiges Wirken des Volkes in breitester Öffentlichkeit an die Stelle der Intrigen kleiner Cliquen treten. Diese Interessen eben galt es zu beseitigen und dem Volke statt der Trinkgelder und der Freiheitsphrasen den Weg zu eröffnen, selbst zu regieren. Das Volk wird den richtigen Weg finden, ohne sich von Einflüssen hinter den Kulissen beirren zu lassen. Gewiß, man bestritt nicht, daß es unter den Senatoren einzelne Anständige gab, aber die Herrschaft der Kaste war verheerend, sie galt es zu stürzen. Und die Senatoren waren ja nichts weiter als Usurpatoren, sie hatten die alte Verfassung verfälscht, das Volk lahm gelegt und demoralisiert. Künstlich waren die römischen Bürger zu Parasiten und Schmarotzern gemacht, künstlich hatte man es dahin gebracht, daß für die Interessen einer kleinen Oberschicht die Menschen fechten und bluten mußten. Die Senatoren trieben die Provinzen zur Verzweiflung. Wenn sie an die Wand gedrückt waren, war die Versöhnung aller Schichten, war der Ausgleich zwischen Bürgern, Socii und Untertanen die selbstverständliche Folge.

Dazu kam endlich eine Idealisierung der griechischen Staatsidee des 5. Jahrhunderts. Schon waren Perikles und die athenische Republik von einer Gloriole des Klassischen umwoben. Die herrschende Philosophie der Stoa brachte griechische Staatsideale und Staatstheorien in die Köpfe der italischen Oberschicht.

Mit dem hohen Idealismus des Programms vertrug sich allerdings nur mangelhaft die unerhörte Gehässigkeit der Propaganda, die die Reformpartei von vornherein anwandte. Einzelne ihrer Führer bemühten sich gewiß fleißig, an ihrer Stelle anständig und pflichtgetreu zu handeln.

Tiberius Gracchus hat in Spanien, sein Bruder Gaius in Sardinien so gehandelt, wie es sich für einen vornehmen und seiner Mission bewußten Verwaltungsbeamten ziemte. Beide haben ebenso wie ihre Freunde durch Aufdeckung vieler Fälle von Mißhandlung von Untertanen in Einzelfällen segensreich durchgegriffen. Daneben stehen aber von vornherein die gehässigsten Übertreibungen. Ein Mann wie Tiberius Gracchus schreit es immer wieder ins Publikum, daß die Soldaten nur für die großen Millionäre kämpfen, daß der Appell an die Vaterlandsliebe der reine Hohn auf eine Klasse sei, die kein Vaterland habe und haben könne. Das Schlagwort von den heimatlosen Italikern, denen es schlechter gehe als den Tieren auf dem Felde, und andere Appelle an die Tränendrüsen finden sich überall in der gracchischen Literatur und die Propaganda der kleineren Agitatoren kann man sich danach vorstellen. Es ist ebenso bezeichnend wie gehässig, daß in der gracchischen Überlieferung die Gegner immer einfach als die Reichen bezeichnet werden. Andere als egoistische Motive traute man den Konservativen gar nicht zu und selbst ein Mann wie der ältere Gracchus hat allen Ernstes geglaubt, das Abmahnen eines politischen Gegners durch Angebot einer Geldsumme beschwichtigen zu können. Die hetzerische Wirkung dieser ganzen Propaganda, gerade in den Jahren, als die spanischen Kriege anfingen, auch das städtische Proletariat zu treffen, kann gar nicht stark genug vorgestellt werden und jedenfalls: geschickt war die Propaganda. Was an Mittelstand noch vorhanden war, wurde durch das Programm, der Pöbel der großen Städte durch die Schlagworte der Agitation gleichermaßen gewonnen. Nur für die weitere Entwicklung der Partei mußte die Lüge verhängnisvoll werden, die gleich an ihrer Wiege stand: man verhieß ein harmonisch in sich geschlossenes Volk und predigte in derselben Stunde den Klassenkampf.

Wer waren nun die Gegner der Reform? Erstens einmal die üblen Gesellen, die Nutznießer des bisherigen Elends, Schmarotzer und Blutsauger vom Schlage jener spanischen Generale. Sie waren gegenüber dem Fanatismus der neuen Ideale ungefährlich und boten zuviele Blößen, um sich ernstlich in den politischen Kampf wagen zu können. Daneben aber stand eine ernste und politisch durchdachte Opposition, die sich um den Scipionenkreis gruppierte. Sie setzten mit Recht an dem Ausgangspunkt aller Reformpläne ein: die Voraussetzung der Reform, das sagten die Reformer selbst, war die Siedlung und zwar nicht die Siedlung zu beschließen, sondern durchzuführen. Wenn sich Siedler fanden, schön und gut; wenn aber nicht, dann bedeutete gleich das erste geplante Gesetz eine Erschütterung aller Rechtsverhältnisse, einen Schlag gegen die Wirtschaftsordnung und eine Verschärfung der Klassengegensätze

schlimmster Art. Und ferner: seit einem Menschenalter und mehr ging das Gespenst der sozialen Revolution im Osten von Land zu Land und was es mit heiserer Stimme schrie, war auch: Enteignung und Aufteilung. War die Zeit günstig gewählt, mit so gefährlichen Schlagworten an den wunden italischen Wirtschaftskörper heranzutreten, mit Schlagworten, die von Makedonien bis Ägypten Blut und Elend und Niederbruch gezeitigt hatten? Man konnte die ganze Agitation in Kauf nehmen und den großen Sprung in ganz neue Verhältnisse wagen, wenn wirklich ein neuer Mittelstand sich bildete. Die Rekruten für einen solchen fehlten aber. Es war sehr optimistisch, zu glauben, daß die Pflastertreter der Hauptstadt, die proletarisierten Arbeiter in Etrurien und Campanien die Fähigkeit oder auch nur die Neigung hätten, sich in eine ganz neue Existenz einzuarbeiten. Und wenn das Land konfisziert wurde, ohne daß alsbald der neue Siedler antrat, so hörte jede Nutzung des Bodens überhaupt auf, die Sklaven, die bisher auf den Gütern existiert hatten, mußten zu Räubern werden oder aber das Proletariat in den großen Städten noch weiter verstärken.

Erst recht waren politische Bedenken geltend zu machen. Wenn die Menge, der man die politische Macht restlos in die Hand geben wollte, in demselben Augenblick durch einen Zauberschlag sozial gesundete, schön und gut. Wenn sie aber die Regierung des Reiches in ihre Hände bekam, ohne entproletarisiert zu sein, mußte alles schlimmer werden als bisher. Daß der hauptstädtische Mob übel war, leugnete niemand. Man sollte froh sein, daß er damit zufrieden war, auf den Wink anderer abzustimmen. Sein eigener Wille mußte verheerend wirken, wie die Erhebungen des Proletariats im Osten verheerend gewirkt hatten. Und die Voraussetzungen für die Wiederherstellung des behäbig-bürgerlichen Römertums vergangener Jahrhunderte fehlten eben. Eine unmittelbare Volksregierung wie einst in Athen war schon wegen der Größe der italischen Verhältnisse einfach technisch unmöglich. Die Reformer wollten schematisch Staatsideen übertragen, die für einen anderen Boden und ein anderes Jahrhunderts erdacht waren, aber auf die italische Gegenwart nicht paßten. Und wer sollte den neuen Führerstand des regierenden Volkes bilden, wenn die politische Macht des Senats zertrümmert wurde? Es kam nur eine Gruppe von Menschen in Frage, die Helden des mobilen Kapitals, die großen Geldleute des Ritterstandes, alles Existenzen, die bisher absichtlich den Eintritt in die Senatslaufbahn vermieden hatten, weil sie es vorzogen, privatim Millionen aufzuhäufen, im Dunkel ihrer eigenen Geschäfte zu verharren und keine formale Verantwortung vor der Öffentlichkeit zu übernehmen. Die Reformidee mußte den Kapitalismus, den sie mildern wollte, notwendig verschärfen.

Und vollends die Untertanen. Niemand leugnete, daß man unter den Senatoren die verächtlichsten Blutsauger fand. Aber der Senat enthielt auch noch andere Elemente. Er war nicht nur der Plagegeist, sondern auch der Schutzwall der Provinzialen. Das Volksgericht, nicht die senatorische Quästion, hatte Galba und seinesgleichen freigesprochen und die Einführung dieser Quästion war eine wenn auch noch so leichte Besserung gewesen. Es gab gewiß bestechliche Senatoren, aber es gab auch unbestechliche, während von einer unbestechlichen Volksversammlung seit vielen Jahrzehnten niemand mehr gehört hatte. Bedeutete der Sturz des Senats nicht die Beseitigung des letzten, wenn auch noch so mangelhaften und unzureichenden Schutzes der Untertanen, statt die des Saugorgans, das die Provinzen auspreßte? Das Volk mußte, wenn es nicht entproletarisiert wurde, von der Weltherrschaft zu leben versuchen. Im Senat war immer noch die Möglichkeit, bei sorgfältiger Auswahl der Personen eine anständige Verwaltung zu führen oder wieder zu schaffen.

Und wer war eigentlich auch jetzt schon der schlimmste Quälgeist für die Provinzen? Doch nicht die senatorischen Statthalter, so skandalös sich viele betragen mochten, soviel Staub die einzelnen Enthüllungen aufwirbelten. Wirtschaftlich viel verhängnisvoller als dieses Treiben Einzelner war das Vorhandensein der Jahr für Jahr in den Formen des Rechts die Provinzen leerpumpenden Geldmänner, die allein durch ihre Zahl und ihre amtliche Befassung mit den Steuern unendlich viel mehr heraussogen und auf die Seite brachten als ein einzelner Statthalter es auch bei der größten Hemmungslosigkeit zustande brachte. Die öffentliche Meinung war durch die großen Skandalprozesse gegen Senatoren und das lässige Verschweigen des Treibens der Steuerpächter falsch eingestellt. Ein neues Rom, dessen politisch nach wie vor unreifes Volk von den Bankiers statt den Grundherren regiert wurde, mußte die Last für die Provinzen verdoppeln, die Reform drohte die politische Macht wie die wirtschaftliche gerade den schlimmsten Blutsaugern in die Hände zu spielen.

Man sieht, es war überall der gleiche Kernpunkt, den die Konservativen den Reformfreunden entgegenhalten konnten, eigentlich derselbe Kernpunkt, der in aller Geschichte Freunde und Gegner einer Revolution und eines politischen Experimentes scheidet. Wenn die Menschen so sind, wie die Reformfreunde sie sehen, wenn wirklich der Proletarier in Rom und Capua danach hungert, auf eigenem Grund und Boden die Arbeit des Landmannes zu verrichten, wenn wirklich der Pflastertreter auf dem Forum statt des Trinkgeldes der Wahlkandidaten das im Schweiße des Angesichts hart verdiente Brot vorzog, wenn er wirklich bereit war,

auf alle materiellen Vorteile aus seiner politischen Betätigung zugunsten der Provinzialen zu verzichten, dann hatten die Reformer Recht. Wenn aber der Proletarier lieber ausschlief und dann sein Trinkgeld holte, statt bei Nacht und Nebel aufzustehen und bei jedem Wetter den Pflug zu führen, dann bedeutete die Reform einen vernichtenden Schlag gegen die Wirtschaft, gegen die Verwaltung, gegen die Provinzen, gegen alles das, was überhaupt noch im römischen Reiche von den Resten früherer Kraft und Gesundheit übrig war. Dann bedeutete die Forderung der Reformer die Auslieferung des Staates an die Geldmänner und den hungrigen Mob.

Die Schwäche der konservativen Gruppe und ihrer Argumentierung liegt zutage. Es fehlte ihr jedes positive Programm. Sie bot nichts als die negative Erkenntnis, daß jedes Reformieren und Experimentieren die Sache nur noch schlimmer machen würde. Ein Zug tiefer Hoffnungslosigkeit geht durch die ganze Defensive des Scipionenkreises hindurch. Der einzige Ruf, der immer wieder ertönt, ist: die Finger weg von allen diesen heiklen Problemen, jedes Verändern bedeutet die Katastrophe, bedeutet den völligen Zusammenbruch von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft. Es ist mehr als begreiflich, daß in der öffentlichen Meinung die Reformpartei an Boden gewann. Sie hatte ein Ideal, sie zeichnete ein neues, gesundes, fröhliches Italien, eine aufatmende Welt vor den Augen des Publikums an die Wand. Die warnenden Rufe der Konservativen, die nichts Lockenderes zu bieten hatten, als verdoppelte Sorgfalt in der Kleinarbeit der täglichen Verwaltung, konnten den Geist mindestens der jüngeren Generation nicht bezaubern. Immer stärker wurde die Empfinddung, daß eine Reform kommen müsse und kommen werde. Jeder Alarm, jeder Skandal lenkte neues Wasser auf die Mühle der Reformpartei, indem er die Unerträglichkeit und Schändlichkeit der bestehenden Verhältnisse neu zu beweisen schien. Man vergaß begreiflicherweise zu fragen, ob denn die Person, die den Skandal heraufbeschworen hatte, ob denn der betreffende Statthalter oder Geldfürst zu den Konservativen oder nicht vielmehr zu den Reformern gehörte. Es war unvermeidlich daß, sobald einmal ein ganz großer Alarm, ein ganz großes Sturmsignal erfolgte, die Schleusen brechen und die Idee der Reform alles vor sich hinwegfegen würde. Und dieser Alarm kam. Im Jahre 135 sprang die soziale Revolution, die bisher im Osten unter der Decke fortgeglommen hatte, plötzlich mit lodernden Flammen nach dem Westen über. In Sizilien, wo ein besonders elendes Proletariat einer besonders reichen Herrenschicht gegenüberstand, brach aus kleinen Anlässen ein großer Sklavenaufstand aus. Die Gutshöfe sanken in Asche, bald waren kleine Städte in der Hand der Rebellen, dann erhob sich das städtische Proletariat, auch

wenn es frei geboren war, an der Seite der Gutssklaven. Die seit Jahrtausenden feste Scheidewand zwischen Freien und Sklaven fiel, alle Armen und Entrechteten erhoben sich gegen die Bourgeosie, über die ganze Insel fluteten alle Foltergreuel der menschlichen Bestie, römische Truppenabteilungen wurden von dem klassenbewußten Proletariat überrannt und vernichtet. Das war das entscheidende Ereignis für die Geschichte der Parteien in Rom. Der Schrei nach der Reform an Haupt und Gliedern übertönte alle Stimmen. „Wie die Flüsse ins Meer" strömten aus allen Teilen des römischen Bürgergebietes die alarmierten und verängstigten Menschen nach Rom, um bei den nächsten Wahlen den Stein der Reform ins Rollen zu bringen. Im Jahre 134 wurde der Wortführer der Reformpartei, Tiberius Gracchus, zum Volkstribunen gewählt und jedermann wußte, daß nun die Gesetzgebung kommen würde, die in letzter Stunde versuchen wollte, eine neue, bessere Weltordnung heraufzuführen.

Außer dem vorliegenden Heft sind erschienen:

Heft 1: Arbeitsunterricht in den alten Sprachen. Von E. Lisco. – **Der Sprachunterricht auf Sexta nach dem Grundsatz der Konzentration.** Von O. Wecker. — **Das Übersetzen als Mittel deutscher Stilbildung.** Von O. Wecker. Geh. *RM* 2.80

Heft 2: Das Römische in Cicero und Horaz. Von R. Reitzenstein. — **Skizze der latein. Volkssprache.** Von W. Baehrens. Geh. *RM* 2.60

Heft 3: Staatsbürgerl. Erziehung im griech. Unterricht. Von M. Pohlenz. — **Die Kultur der Antoninenzeit.** Von U. Kahrstedt. Geh. *RM* 3.—

In Vorbereitung: **Der Anteil des Pheidias an der bildhauerischen Ausschmückung des Parthenon.** Von H. Thiersch. — **Die Propyläen des Mnesikles.** Von K. Müller. [U. d. Pr. 1927.]

Die moderne Wertphilosophie und ihre Bedeutung für das humanistische Gymnasium. Von Dr. R. Scherwatzky. Vortrag gehalten anläßlich des altphilologischen Ferienkursus Göttingen 1926. (Sonderabdruck aus: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, Heft 3.) Preis *RM* —.50

Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer bis zum Ausgang des Mittelalters. Von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, J. Kromayer u. A. Heisenberg. (Die Kultur der Gegenwart, hrsg. von P. Hinneberg. Teil II Abt. 4, 1.) 2. Aufl. Geb. *RM* 18.—, in Halbleder geb. *RM* 22.—

Inhalt: I. Staat und Gesellschaft der Griechen: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. — II. Staat und Gesellschaft der Römer: J. Kromayer. III. Staat und Gesellschaft des Byzantinischen Reiches: A. Heisenberg.

Von den Ursachen der Größe Roms. Von R. Heinze. (Gewalten und Gestalten, Bd. 2.) Kart. *RM* 2.—

„Man wird selten eine psychologisch so fein begründete, zum Nachdenken so anregende Charakteristik eines großen Volkes in seiner besten Zeit finden wie diese."
(**Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung.**)

Römische Charakterköpfe in Briefen. Vornehmlich aus cäsarischer und trajanischer Zeit. Von C. Bardt. 2. Aufl. Geh. *RM* 16.—, geb. *RM* 18.—

„Bardt erschließt das Verständnis oft recht schwieriger Stücke, macht nach Charakterisierung der Lage der Briefschreiber geradezu gespannt auf die Dokumente und läßt so ein lebensvolles Bild der Zeiten u. ihrer Männer sich vor unseren Augen entrollen." **(Das hum. Gymn.)**

Die Originalität der röm. Literatur. V. G. Jachmann. Kart. *RM* 2.60

Die Schrift zeigt, wie trotz der Abhängigkeit der römischen Literatur von der griechischen für sie der Begriff der literarischen Originalität, der zunächst eine allgemeine Klärung erfährt, nicht ausgeschlossen ist. Sie zeigt weiter an hervorragenden Erscheinungen der römischen Literatur, worin ihre Eigenart und Selbständigkeit und ihr besonderer Wert, auch gegenüber den Griechen besteht, und würdigt die Bedeutung des literarischen Schaffens der Römer innerhalb des Gesamtbereiches der Antike.

Römische Studien. Historisches, Epigraphisches, Literargeschichtliches aus 4 Jahrhunderten Roms. Von C. Cichorius. Geh. *RM* 12.—, geb. *RM* 14.—

„Das Buch gehört durch die Fülle der neuen Erkenntnisse, die es bietet, nicht weniger als durch die Methode, durch deren Anwendung sie gewonnen sind, zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft. Es ist für den Philologen und Literaturhistoriker ebenso wichtig wie für den Historiker." **(Deutsche Literaturzeitung.)**

Tyche. Histor. Studien. V. E. Täubler. Geh. *RM* 10.—, geb. *RM* 12.50

Acht Aufsätze zur antiken Universalgeschichte, die jedem geschichtlich Interessierten verständlich sein wollen. Der erste untersucht, wie weit jede Geschichte universal bedingt ist und wie Universalgeschichte anders als im äußerlichen Nebeneinander gesehen werden kann. Sechs Studien versuchen dann, die prinzipiellen Erörterungen wirksam zu machen: zwei historiographische (über die Anfänge der Geschichtswissenschaft und über Polybios); zwei wesentlich geopolitische aus dem Orient (Iran und die alte Welt; Staat und Umwelt; Palästina in der hellenistisch-römischen Zeit) und zwei römisch-helvetische. Den Schluß bildet eine Studie über Grundfragen der römischen Verfassungsgeschichte, die im Gegensatz zur rechtlich-systematischen Art die Wesenheit einer alle Seiten des Staatslebens zum Ausdruck bringenden Verfassung und ihre geschichtliche Entwicklung darzulegen sucht.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

X01153

Geschichte der römischen Republik. Von A. Rosenberg. (ANuG Bd. 838.) Geb. *RM* 2.—

„Geradezu vorbildlich klare Darstellung und m. E. ein Muster für die Art, wie der Lehrer die römische Geschichte lehren soll." **(Deutsches Philologenbl.)**

Cäsars Feldzüge in Gallien und Britannien. Von F. R. Holmes. Übersetzt von W. Schott und F. Rosenberg. Mit 2 Karten von Südbritannien und 1 Karte von Gallien. Geh. *RM* 10.—

„... Die Übersetzung ist außerordentlich gewandt und liest sich fast wie eine Originalschrift. Gleich großes Geschick scheinen uns beide Bearbeiter in der Auswahl und Fassung des Mitteilenswerten aus den ausführenden Teilen bewiesen zu haben. Den Wert des Buches erhöht noch eine Reihe von Zusätzen, die Holmes gespendet, und eine Anzahl von Bemerkungen, die die Übersetzer de suo hinzugefügt. Beifall verdienen auch die drei beigegebenen Karten. So darf dem wohlgelungenen Werke eine möglichst weite Verbreitung in Deutschland gewünscht werden." **(Literarisches Zentralblatt.)**

Ennius und Vergilius. Kriegsbilder aus Roms großer Zeit. Von E. Norden. Geh. *RM* 6.—

Die german. Urgschichte in Tacitus' Germania. Von E. Norden 3. Abdruck m. Ergänz. Mit 1 Titelbild u. 1 Karte. Geh. *RM* 15.—, geb. *RM* 18.—

„Nur ein Mann, der die philologische und historische Forschungsmethode gleich meisterhaft handhabt, dabei eine so phänomenale Belesenheit besitzt, wie sie hier vor unseren Augen ausgebreitet wird, konnte dieses Buch schreiben."
(E. Kornemann in der Internation. Monatsschr. f. Wissensch., Kunst u. Technik.)

Das rheinische Germanien in den antiken Inschriften. Herausgegeben von A. Riese. Geh. *RM* 14.—

Das alte Rom. Entwicklung seines Grundrisses und Geschichte seiner Bauten auf 12 Karten und 14 Tafeln dargestellt und mit einem Plane der heutigen Stadt sowie einer stadtgeschichtlichen Einleitung herausgegeben v. A. Schneider. 12 Seiten Text, 12 Karten, 14 Tafeln mit 287 Abbildungen und 1 Plan, auf Karton. In Mappe *RM* 20.—

Das alte Rom. Von O. Richter. Mit einem Bilderanhang und 4 Plänen. (ANuG Bd. 386.) Geb. *RM* 2.—

Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom. Von Prof. Dr. W. Helbig. 3., neubearb. Aufl. 2 Bände. Geb. *RM* 30.— **Die Bände werden nur zusammen abgegeben.**

Marburger Kunstbücher für Jedermann. U. a. erschienen: **Griechische Tempel – Olympische Kunst.** Jeder Band mit 60 ganzseit. Abb. u. einer Einleit. Kart. *RM* 3.—, in Leinen *RM* 5.—

Die antike Kultur. In ihren Hauptzügen dargestellt von F. Poland, E. Reisinger und R. Wagner. 2. Aufl. Mit 130 Abb. im Text, 6 ein- und mehrfarbigen Tafeln und 2 Plänen. In Leinen geb. *RM* 12.—

Körper und Rhythmus. Griechische Bildwerke. Ca. 54 Seiten Bildertafeln. Mit einer Einführung von Fr. Back. Kart. ca. *RM* 4.—, in Ganzleinen geb. ca. *RM* 6.—

Prospekte:

Teubners Ausgaben lateinischer und griechischer Schulschriftsteller — Ludus Latinus — Vita Romana — Lingua latina — Litterae latinae — Teubners griechisches Unterrichtswerk — Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller — Klassische Altertumswissenschaft — umsonst und postfrei vom Verlag, Leipzig, Poststr. 3, erhältlich.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
879N394 C001
NEUE WEGE ZUR ANTIKE. LEIPZIG
4 1926
3 0112 023737155